

Unverkäufliche Leseprobe



Dan Jones

Mächte und Throne

Eine neue Geschichte des Mittelalters

2023. 793 S., mit 42 farbigen Abbildungen und 8 Karten
ISBN 978-3-406-80625-4

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/35513657>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Dan Jones
Mächte und Throne

Dan Jones

Mächte und Throne

Eine neue Geschichte
des Mittelalters

*Aus dem Englischen
von Heike Schlatterer*

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:
«Powers and Thrones. A New History of the Middle Ages»
Copyright © 2021 Dan Jones
Zuerst erschienen 2021 bei Head of Zeus Ltd, London

Mit 44 Abbildungen und 8 Karten

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Bamburgh Castle an der Küste Northumberlands, England.

© mauritius images/Loop Images/David J Osborn

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 80625 4



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Für Anthony,
der an alles denkt

Was geschehen ist, eben das wird hernach sein.
Was man getan hat,
eben das tut man hernach wieder,
und es geschieht nichts Neues unter der Sonne.
Geschieht etwas, von dem man sagen könnte:
»Sieh, das ist neu«?
Es ist längst vorher auch geschehen in den Zeiten,
die vor uns gewesen sind.

PREDIGER SALOMO 1,9–10

Inhalt

Vorbemerkung	13
Einleitung	14

ERSTER TEIL:

Imperium (ca. 410 bis 750)

1. Römer

– 20 –

Klima und Eroberung 25 | «Wo sie eine Einöde schaffen, sprechen sie von Frieden» 30 | Bürger und Fremde 36 | Seelen zu verkaufen 40 | Romanisierung 45 | Von vielen Göttern zu einem Gott 51 | Vermächtnis 55

2. Barbaren

– 57 –

«Der schrecklichste aller Krieger» 58 | Das erste Blutvergießen 65 | Der Sturm kehrt zurück 68 | Ankunft der Tyrannen 79 | Von Attila zu Odoaker 88 | Endspiel 97

3. Byzantiner

– 103 –

Justinian und Theodora 106 | Gesetze und Häretiker 109 | Aufstände und Erneuerung 116 | Die Vernichtung der Vandalen 124 | «Gottes Prüfung» 128 | Auflösungserscheinungen 132 | Nach Justinian 138

4. Araber

– 143 –

Die Geburt einer Religion 150 | Die «Rechtgeleiteten Kalifen» 157 |
Die Fitna 163 | Die Umayyaden 170 | Die schwarze Flagge wird
gehisst 183

ZWEITER TEIL:

Herrschaft (ca. 750 bis 1215)

5. Franken

– 196 –

Merowinger und Karolinger 198 | «Der Vater Europas» 205 |
Von Königen zu Kaisern 217 | Das Reich zerbricht 220 | Die
Ankunft der Nordmänner 227 | Von den Wikingern zu den
Normannen 232

6. Mönche

– 244 –

Von der Wüste auf den Berg 248 | Auf dem Weg zu einem
Goldenen Zeitalter 254 | Wege in den Himmel 263 | Compostela
und Cluny III 266 | Neue Puritaner 276

7. Ritter

– 283 –

Speere und Steigbügel 288 | «El Cid» 296 | Roland und
Artus 304 | Spannender als ein Roman 309 | Das Vermächtnis
des Rittertums 322

8. Kreuzfahrer

– 329 –

Urban II. 333 | Der Erste Kreuzzug 338 | Königreich des
Himmels 345 | Wiederkehr 354 | «Ein Abscheu erregendes Unter-
nehmen» 365 | Feinde im Innern 373 | Überall Kreuzfahrer 377

DRITTER TEIL:

Wiedergeburt (ca. 1215 bis 1347)

9. Mongolen

– 386 –

Dschingis Khan 390 | Marsch der Khane 395 | Unter den
«Tartaren» 402 | Das Reich zerfällt 412 | Der letzte Khan 422

10. Kaufleute

– 429 –

Ab- und Aufschwung 438 | Aufstieg der Republiken 442 | Weißes
Gold 446 | Geld und Macht 456 | «Dick» Whittington 462

11. Gelehrte

– 470 –

Das Wort Gottes 479 | Übersetzung und Renaissance 486 | Der
Aufstieg der Universitäten 496 | «Wokeness» im Mittelalter 507

12. Baumeister

– 515 –

Die Eroberung von Wales 517 | Festung Europa 526 | Zwischen
Himmel und Erde 530 | Lincoln 538 | Vom Turm zur Kuppel 545

VIERTER TEIL:

Revolution (ca. 1348 bis 1527)

13. Überlebende

– 554 –

Eis und Keime 556 | Nach der Flut 565 | Würmer der Erde 572 |
Sommer des Blutes 576 | «Weg mit den Verrätern, hinweg mit
ihnen!» 583

14. Erneuerer

– 590 –

Der erste Humanist 597 | The Good, the Bad and the Lovely 604 |
Das «Universalgenie» 614 | Ein goldenes Zeitalter 624

15. Seefahrer

– 628 –

Heilige, Nordmänner und Seefahrer 635 | Christoph Kolumbus 644 | Nach Indien und darüber hinaus 654 | Der vollendete Kreis 660

16. Protestanten

– 663 –

Der Skandal um den Ablasshandel 666 | Die 95 Thesen 675 |
Das Urteil der Könige 681 | «Mörderische und räuberische Rotten» 688 | Der Sacco di Roma 694

Anhang

Anmerkungen	707
Literatur	751
Bild- und Kartennachweis	777
Personenregister	779

Vorbemerkung

Der Inhalt dieses Buches deckt über tausend Jahre ab und umfasst geografisch jeden Kontinent mit Ausnahme von Australien und der Antarktis. Beim Lesen werden Ihnen viele verschiedene Sprachen, Währungen und Kulturen begegnen. Einige werden Ihnen vertraut sein. Andere nicht. Um das Lesevergnügen nicht zu stören und nicht unnötig zu verwirren, habe ich auf ein strenges System der Währungsumrechnung oder Schreibweisen verzichtet. Stattdessen habe ich mich für das Vertraute entschieden, auch wenn das vielleicht nicht immer ganz korrekt oder stringent ist, und vor allem den gesunden Menschenverstand walten lassen. Ich hoffe, das ist in Ihrem Sinne.

Einleitung

Im 16. Jahrhundert blickte der Historiker John Foxe auf den großen Bogen zurück, den die nahe und ferne Vergangenheit beschrieben hatte. Die Geschichte (oder Kirchengeschichte, denn ihr galt sein Hauptinteresse) konnte, so dachte Foxe, in drei große Abschnitte unterteilt werden.

Sie begann mit der «primitiven Zeit», also der Antike, als sich Christen in Katakomben verstecken mussten, um der Verfolgung durch die bösen, heidnischen Römer zu entgehen, die sie kreuzigten oder ihnen womöglich noch Schlimmeres antaten. Und sie erreichte ihren Höhepunkt mit «unseren jüngsten Tagen», wie Foxe sie nannte – der Zeit der Reformation, als die Herrschaft der katholischen Kirche über das Leben der Menschen in Europa infrage gestellt wurde und westliche Seefahrer begannen, die Neue Welt zu erkunden.

Zwischen diesen zwei Perioden lag ein sperriger Brocken von etwa tausend Jahren. Foxe nannte diese Zeit «the Middle Age», das Mittelalter. Es war per Definition weder Fisch noch Fleisch.

Heute verwenden wir immer noch Foxes Bezeichnung, auch wenn sich im Englischen ein Plural-*s* dazugesellt hat. Für uns sind die Jahre zwischen dem Untergang des Weströmischen Reiches im 5. Jahrhundert und der Protestantischen Reformation «das Mittelalter» beziehungsweise die «Middle Ages». Alles, was mit dieser Zeit zusammenhängt, ist «mittelalterlich» – ein Adjektiv aus dem 19. Jahrhundert, das sich im wörtlichen Sinn auf diesen Zeitraum bezieht.¹ Diese Einteilung ist praktisch unverändert geblieben. Das Mittelalter war (darin ist man sich allgemein einig) die Zeit, in der die antike Welt verschwunden war, die moderne Welt jedoch erst noch in die Gänge kommen musste; eine Zeit, in der die Menschen Burgen bauten und Männer in Ritterrüstungen und zu Pferd kämpften; als die Welt eine Scheibe war und weite Distanzen nur mühsam überwunden wurden. Im 21. Jahrhundert haben zwar einige global orientierte Historiker versucht, die Terminologie zu ändern und den Be-

griff «Middle Millennium» anstelle von Mittelalter einzuführen, sie konnten sich damit aber bislang nicht durchsetzen.²

Wörter sind häufig mit Bedeutungen überfrachtet. In dieser Hinsicht muss das Mittelalter viel aushalten, wird mit Herablassung und Spott bedacht. «Mittelalterlich» wird gern als negative Bezeichnung verwendet, vor allem von Zeitungsredakteuren, die den Begriff zusammenfassend für Dummheit, Barbarei und willkürliche Gewalt benutzen. (Eine ebenfalls beliebte Bezeichnung für diese Zeit ist «das Dunkle Zeitalter», die eine ähnliche Aufgabe erfüllt: die mittelalterliche Vergangenheit wird zur ewigen intellektuellen Nacht verkürzt.) Aus naheliegenden Gründen reagieren Historiker und Historikerinnen darauf ziemlich empfindlich. Verwenden Sie in ihrer Gegenwart «mittelalterlich» lieber nicht als Schimpfwort – es sei denn, Sie haben Lust auf einen Vortrag oder einen Schlagabtausch.

Das Buch, das Sie vor sich haben, erzählt die Geschichte des Mittelalters. Es ist ein umfangreiches Buch, weil die Darstellung eines so langen Zeitraums eine umfangreiche Aufgabe ist. Wir springen über Kontinente und durch die Jahrhunderte, und das oft mit halbsbrecherischer Geschwindigkeit. Wir treffen Hunderte Frauen und Männer, von Attila dem Hunnen bis zu Jeanne d'Arc. Und wir stürzen uns bei mindestens einem Dutzend verschiedener Themenfelder mitten ins Getümmel – von Krieg und Recht bis zu Kunst und Literatur. Ich werde einige komplexe Fragen stellen – und hoffentlich auch beantworten. Was ist im Mittelalter passiert? Wer herrschte damals? Wie sah Macht in jener Zeit aus? Welche Kräfte wirkten auf das Leben der Menschen ein? Und wie prägte das Mittelalter (wenn überhaupt) die Welt, die wir heute kennen?

Das kann mitunter etwas überwältigend wirken.

Aber ich verspreche Ihnen, es wird auch jede Menge Spaß machen.

Das Buch ist in vier große chronologische Abschnitte unterteilt. Teil I beschäftigt sich mit dem, was ein brillanter Historiker als *Inheritance of Rome*, als das «Vermächtnis Roms» bezeichnet hat.³ Der Abschnitt beginnt mit dem zerfallenden Römischen Reich im Westen, das sich in einem Zustand des Niedergangs befindet, erschüttert von klimatischen Veränderungen und mehreren Wellen der Völkerwanderung, die sich über einige Generationen hinzog. Dann beschäftigen wir uns mit den sekundären

Supermächten, die in der Nachfolge Roms entstanden – den sogenannten «Barbarenreichen», die das Fundament für die europäischen Königreiche legten; mit dem oströmischen Superstaat Byzanz und den ersten islamischen Reichen – und gelangen so vom frühen 5. Jahrhundert bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts.

Teil II beginnt im Zeitalter der Franken, die im Westen ein christliches, pseudoromanisches Herrschaftsgebiet auf den Überresten des Römischen Reiches aufbauten. Die Geschichte ist hier größtenteils, aber nicht ausschließlich politisch: Wir verfolgen nicht nur den Aufstieg der Dynastien, die in Europa christliche Königreiche aufbauten, sondern betrachten auch neue Formen der Macht; kulturelle Formen von «soft power», die um die erste Jahrtausendwende aufkamen. In diesem Teil des Buches wird auch gefragt, wie es dazu kam, dass Mönche und Ritter eine so wichtige Rolle in der mittelalterlichen Gesellschaft des Abendlands spielten – und wie die Fusion ihrer beiden Denkhaltungen die Kreuzzüge hervorbrachte.

Teil III beginnt mit dem beeindruckenden Auftritt einer neuen globalen Supermacht. Der Aufstieg der Mongolen im 12. Jahrhundert war eine kurze, aber äußerst brutale Episode, in der ein östliches Reich – dessen Hauptstadt dort lag, wo sich heute Peking befindet – kurzzeitig die Hälfte der Welt beherrschte, auf Kosten von Millionen Menschenleben. Vor dem Hintergrund dieser dramatischen Verschiebung der globalen geopolitischen Kräfteverhältnisse betrachten wir in Teil III auch den Aufstieg anderer Mächte in einer Zeit, die als «Hochmittelalter» bezeichnet wird. Wir treffen auf Kaufleute, die außergewöhnliche neue Finanzmethoden erfanden, um sich und die Welt reicher zu machen; Gelehrte, die das Wissen der Antike wiederbelebten und einige der größten Universitäten von heute gründeten; und Architekten und Baumeister, die die Städte, Kathedralen und Burgen errichteten, die auch noch nach fünfhundert Jahren stehen und als Tor in die mittelalterliche Welt fungieren.

Teil IV schließt das Mittelalter ab. Er beginnt mit einer globalen Pandemie, die die Welt heimsuchte und auf ihrem Weg von Ost nach West eine verheerende Zahl von Opfern forderte, Ökonomien neu gestaltete und die Art und Weise veränderte, wie die Menschen ihr Umfeld wahrnahmen. Anschließend sehen wir uns an, wie die Welt wiederaufgebaut

wurde. Wir treffen die Genies der Renaissance und reisen mit den großen Seefahrern, die ins Unbekannte aufbrachen, um neue Welten zu suchen – und fanden. Und zuletzt werden wir sehen, wie eine veränderte religiöse Lehre im Verbund mit neuen Kommunikationsmitteln die protestantische Reformation vorantrieb – ein Umbruch, mit dem (wie Foxe erkannte) der Vorhang für «the Middle Age» endgültig gefallen war.

Das ist also die Grundstruktur meines Buches. Ich sollte jedoch noch einige Worte über seine thematischen Schwerpunkte verlieren. Wie der Titel schon sagt, geht es um Macht. Damit meine ich nicht nur politische Macht, sondern auch menschliche Macht. Wir werden vielen mächtigen Männern und Frauen begegnen (doch da es ums Mittelalter geht, werden es zwangsläufig mehr Männer als Frauen sein). Ich möchte jedoch auch Kräfte aufzeigen, die außerhalb des menschlichen Einflusses liegen. Klimawandel, Migration, Pandemien, technologischer Wandel und globale Netzwerke – das alles klingt sehr modern oder sogar postmodern. Doch diese Veränderungen formten auch die Welt des Mittelalters. Und da wir alle in gewisser Weise Kinder des Mittelalters sind, ist es wichtig zu erkennen, wie ähnlich wir den mittelalterlichen Menschen eigentlich sind – ohne dabei die sehr realen und profunden Unterschiede aus den Augen zu verlieren.

Mein Buch konzentriert sich hauptsächlich auf Europa und betrachtet die Geschichte anderer Teile der Welt aus einem westlichen Blickwinkel. Ich will das nicht entschuldigen. Ich bin fasziniert von der Geschichte Asiens und Afrikas und versuche immer wieder aufzuzeigen, wie eng der mittelalterliche Westen mit dem globalen Osten und Süden verwoben war. Doch bereits das «Mittelalter» an sich ist eine ureigene Vorstellung der westlichen Geschichtsschreibung. Zudem schreibe ich im Westen, wo ich studiert und den Großteil meines Lebens verbracht habe. Eines Tages werde ich – oder aller Wahrscheinlichkeit nach jemand anderes – eine ergänzende Geschichte des Mittelalters schreiben, die die bisherige Perspektive auf den Kopf stellen und die Epoche «von außen» betrachten wird.⁴ Aber noch ist es nicht so weit.

Nun wissen Sie, was Sie erwartet. Und wie bereits erwähnt, ist es ein dickes Buch. Und doch ist es eigentlich viel zu kurz. Ich beschreibe über tausend Jahre Geschichte auf weniger als tausend Seiten. Jedes Kapitel ist

einem kompletten Themenbereich gewidmet. (Die Anmerkungen und die Bibliografie werden Ihnen helfen, tiefer in die Bereiche einzutauchen, die Sie besonders interessieren.) Es gibt also viel zu erfahren, aber leider auch vieles, das nicht berücksichtigt werden konnte. Ich kann nur sagen, dass ich mit all meinen Büchern das Ziel verfolge, meine Leser nicht nur zu informieren, sondern auch zu unterhalten. Wenn dieses Buch ein bisschen von beidem schafft, würde mich das sehr freuen.

Dan Jones
Staines-upon-Thames
Im Frühjahr 2021

ERSTER TEIL

Imperium

Ca. 410 bis 750

1.
Römer

«Überall ... geht der Name des römischen Volkes
mit Bewunderung und Staunen einher»

Ammianus Marcellinus,
römischer Historiker und Soldat

Sie ließen die sichere Straße hinter sich und marschierten in die Wildnis. Zu zweit schleppten sie die schwere Holztruhe. Vermutlich spürten sie die Anstrengung auf den 2 Meilen, die sie im unebenen Gelände zurücklegten, bei jedem Schritt – die Truhe maß zwar weniger als einen Meter in der Länge, war aber solide gebaut, bis zum Rand vollgepackt und mit einem großen silbernen Riegelschloss versehen. Zum Tragen benötigte man auch über kurze Strecken mindestens zwei Leute oder einen kleinen Karren, denn die Truhe wog samt Inhalt so viel wie ein halber Mensch.¹ Doch der Inhalt war weit mehr wert. Ein aus Gallien importierter Sklave, über die Britische See (*Oceanus Britannicus* – heute der Ärmelkanal) transportiert und auf dem Markt in London (*Londinium*) zu Geld gemacht, kostete damals um die 600 *denarii* – vorausgesetzt, er oder sie war körperlich fit, jung und entweder fleißig oder gut aussehend. Das war nicht wenig: etwa doppelt so viel wie der jährliche Sold eines gewöhnlichen Legionärs.² Also viel und dennoch verschwindend wenig für einen Angehörigen der römischen Elite im 5. Jahrhundert. In der Eichentruhe, die beim Transport durch das leicht ansteigende Gelände leise knarrte, befand sich ein Vermögen, das ausgereicht hätte, um einen ganzen Haushalt an Sklaven zu bezahlen.

Die kostbare Fracht umfasste fast 600 Goldmünzen, sogenannte *solidi*. Sie klirrten gegen 15 000 silberne *siliquae* und mehrere Handvoll

Bronzemünzen. Auf den Münzen waren die Porträts verschiedener Kaiser aus drei Dynastien abgebildet, der aktuellste war Konstantin III. (reg. 407/409–411), der sich von seinen Truppen in Britannien zum Kaiser hatte ausrufen lassen, sich aber nicht lange halten konnte. Geborgen zwischen den Münzen lagen noch größere Schätze: prächtige goldene Halsketten, Ringe, Armreifen und modische Brustketten, die die Kurven einer schlanken jungen Frau schmücken sollten; Ohringe mit geometrischen Mustern oder eingravierten Jagdszenen; silberne Teller und Löffel sowie Pfefferstreuer in Form wilder Tiere, antiker Helden und Kaiserinnen; elegante Artikel zur Körperpflege, wie silberne Ohrreiniger und Zahnstocher in Form langhalsiger Ibisse; Schalen, Becher und Krüge und ein Döschen aus Elfenbein – die Art von Schmuck, die reiche Männer wie Aurelius Ursicinus, dessen Name auf vielen Gegenständen eingraviert ist, für edle Damen wie Juliane (*Iuliane*) kauften. Ein hübsches goldenes Armband trägt eine liebevolle Inschrift, die Buchstaben bestehen aus schmalen gehämmerten Goldstreifen zwischen geschlungenen Ranken: *VTERE FELIX DOMINA IULIANE*, also etwa «Der Herrin Juliane zum glücklichen Gebrauch». Zehn Silberlöffel künden vom Glauben ihrer Besitzer, einer jungen, aber in jener Zeit stark um sich greifenden Religion: Sie zeigen das Symbol Chi-Rho – das Christusmonogramm aus den beiden ersten griechischen Buchstaben im Wort «Christus». Ihre Glaubensbrüder und -schwestern – als Teil einer Gemeinschaft, die sich von Britannien und Irland (*Hibernia*) bis nach Nordafrika und in den Nahen Osten erstreckte – hätten das Symbol sofort erkannt.³

Der Schatz aus Münzen, Schmuck und Haushaltsgegenständen war keineswegs das Gesamtvermögen der Familie. Aurelius und Juliane waren Mitglieder einer kleinen, unglaublich reichen christlichen Elite in Britannien, einer High Society, die ähnlich komfortabel und prunkvoll lebte wie die übrigen Mitglieder der römischen Elite in ganz Europa und im Mittelmeerraum. Doch für einen «Notgroschen» war der Schatz sehr beachtlich – und die Familie hatte sich einige Mühe bei der Auswahl gemacht. Mit gutem Grund, denn der Schatz war als ihre Lebensversicherung gedacht.

Die Familie hatte die Anweisung erteilt, ihn an einem geheimen Ort zu

vergraben, weil die politische Lage in Britannien immer instabiler wurde und zu befürchten war, dass es zum Zusammenbruch der Regierung, einem Aufstand in der Bevölkerung oder noch Schlimmerem kommen könnte. Nur die Zeit würde zeigen, was das Schicksal für die Provinz bereithielt. Einstweilen war das Vermögen einer wohlhabenden Familie am besten unter der Erde aufgehoben.

Das geschäftige Treiben der Straße – die die im Osten gelegene Stadt Caister-by-Norwich (*Venta Icenorum*) mit der Hauptroute von London nach Colchester (*Camulodunum*) verband – war längst in der Ferne verklungen, und die kleine Gruppe, die die Truhe schleppte, war allein und allen Blicken entzogen. Die Träger waren so weit gegangen, dass die nächste Stadt – Scole – über 3 Kilometer entfernt war. Zufrieden mit ihrem Standort setzten sie die Truhe ab. Vielleicht rasteten sie eine Weile, vielleicht warteten sie sogar bis zum Einbruch der Dunkelheit. Doch irgendwann stießen sie ihre Schaufeln in die Erde – eine Mischung aus Lehm und sandigem Schotter – und hoben eine Grube aus.⁴ Sie mussten nicht allzu tief graben – kein Grund, sich unnötig zu verausgaben, damit würden sie sich später nur mehr Arbeit machen. Als das Loch etwa einen Meter tief war, ließen sie die Truhe vorsichtig hinab und bedeckten sie wieder mit Erde. Die massive Eichentruhe, die Aurelius' Löffel und Silberschalen, Julianes kunstvollen Schmuck und viele wertvolle Münzen enthielt, verschwand im Boden: wie Grabbeigaben, kostbare Besitztümer der Toten, die vor vielen Generationen, an deren Zeit man sich nur dunkel erinnerte, zusammen mit ihren Eigentümern zur letzten Ruhe gebettet worden waren.

Die Grabenden prägten sich die Stelle gut ein und brachen dann auf, erleichtert im doppelten Wortsinn. Sie würden, so dachten sie wahrscheinlich, zurückkehren. Wann? Das war schwer zu sagen. Doch wenn die politischen Stürme, die über Britannien hinwegfegten, nachgelassen hatten, wenn die barbarischen Eindringlinge, die die Ostküste mit ermüdender Regelmäßigkeit attackierten, endgültig vertrieben waren und die römischen Soldaten von ihren Kriegen in Gallien zurückkehrten, dann würde ihr Herr Aurelius sie sicher wieder hierher schicken, um die Truhe mit ihrem kostbaren Inhalt auszugraben. Im Jahr 409 wussten sie nicht – und konnten es sich vermutlich auch nicht vorstellen –, dass der Schatz

von Aurelius Ursicinus fast tausendsechshundert Jahre lang im Boden verborgen bleiben würde.*

Zu Beginn des 5. Jahrhunderts war Britannien der äußerste nördliche Zipfel des Römischen Reiches, einer Supermacht mit einer über tausendjährigen ruhmreichen Geschichte. Rom begann als Monarchie in der Eisenzeit – laut Überlieferung wurde Rom 753 v. Chr. gegründet –, doch nach der Herrschaft von sieben Königen (die sich den römischen Sagen zufolge immer mehr zu Tyrannen entwickelten) wurde der letzte König 509 v. Chr. vom Volk vertrieben und Rom wurde zur Republik. Noch später, im 1. Jahrhundert n. Chr., wurde auch die Republik beseitigt, und Rom wurde fortan von Kaisern regiert: Zunächst herrschte ein einzelner Kaiser in Rom, doch später regierten bis zu vier Kaiser gleichzeitig in verschiedenen Hauptstädten, darunter Mailand, Ravenna und Konstantinopel. Der vierte römische Kaiser, Claudius (reg. 41–54 n. Chr.), begann im Jahr 43 mit der Eroberung Britanniens und griff die Einheimischen mit einer Armee von zwanzigtausend römischen Legionären und einer entsprechenden Kriegsmaschinerie an, zu der auch Kriegselefanten gehörten. Gegen Ende des 1. Jahrhunderts war ein Großteil Südbritanniens erobert, das Gebiet der Römer reichte bis hinauf zu einer militarisierten Zone im Norden, die schließlich durch den Hadrianswall abgegrenzt wurde. Fortan war Britannien keine geheimnisumwobene Region mehr an den Grenzen der bekannten Welt, sondern ein Territorium, das weitgehend befriedet und einem mediterranen Superstaat einverleibt worden war. In den folgenden dreieinhalb Jahrhunderten wurde Britannien in das Römische Reich eingegliedert: ein politisches Monstrum, mit dessen Größe, Entwicklungsniveau, militärischer Stärke und Langlebigkeit es nur die persischen Reiche der Parther und Sassaniden und das Reich der chinesischen Han-Dynastie aufnehmen konnten. Ammianus Marcellinus, ein in Antiochia geborener Geschichtsschreiber, der im 4. Jahrhundert n. Chr. lebte

* Der Schatz ist heute als Hortfund von Hoxne [«Hoxon» ausgesprochen] bekannt. Er wurde 1992 mit einem Metalldetektor gefunden, weil ein Landwirt auf der Suche nach seinem verlorenen Hammer war, und befindet sich heute im British Museum in London.

und arbeitete, bezeichnete Rom als «eine Stadt, die vom Schicksal dazu erkoren wurde, fortzubestehen, solange es Menschen gibt». Derweil hatte die ehrwürdige Stadt «die stolzen Nacken wilder Stämme gebeugt, Gesetze erlassen und damit ewige Grundlagen und Stützen der Freiheit geschaffen».⁵

Das klingt nach Übertreibung – allerdings weniger, als man annehmen würde. Ammianus Marcellinus war keineswegs der einzige seriöse römische Geschichtsschreiber, der angesichts von Rom und dem Römischen Reich eine lange Reihe von Triumphen sah, die vom Dämmerlicht der Frühgeschichte bis in alle Ewigkeit reichten.⁶ Dichter und Historiker wie Vergil, Horaz, Ovid und Livius betonten die Überlegenheit der römischen Bürger und beschrieben epochale Persönlichkeiten der kaiserlichen Geschichte. In Vergils *Aeneis*, die den Römern einen magischen Gründungsmythos gab, ist die Rede von einem Reich, dem «Herrschaft ohn End' verliehn» wurde, und vom römischen Volk, «den Beherrschern der Welt, den toga-umwallten».⁷ Livius wiederum schrieb: «Einen Römer bezeichnen große Thaten und große Leiden.»⁸ Vier Jahrhunderte später konnte Marcellinus, obwohl das Reich zwischenzeitlich von Bürgerkriegen, Usurpatoren, Attentaten, Invasionen, politischen Spaltungen und Epidemien heimgesucht worden und beinahe bankrottgegangen war, immer noch behaupten: «Rom wird über alle Küsten und Erdteile hin als Herrin und Königin anerkannt, überall hält man das mit Würde gepaarte Greisenalter der Senatoren in Ehren, und des Römervolkes Name genießt Achtung und Auszeichnung.»⁹

Doch bereits eine Generation, nachdem Marcellinus diese Lobeshymnen verfasst hatte, stand das Reich kurz vor dem Zusammenbruch: Überall gaben römische Garnisonen und politische Herrscher Gebiete auf, die sie und ihre Vorfahren seit Beginn des Jahrtausends besetzt und beherrscht hatten. In Britannien verloren die Römer in den Jahren 409/410 die Kontrolle und konnten sie nie wieder herstellen. Der Schock über das abrupte Ausscheiden Britanniens aus dieser paneuropäischen Union war der Auslöser dafür, dass Angehörige der Elite wie Aurelius Ursicinus und Juliane ihre Reichtümer zusammenpackten und im Boden vergruben, eine finanzielle Absicherung, die unbeabsichtigt zur Zeitkapsel wurde, in der das Ende einer Ära erhalten blieb. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts war das

Römisches Reich im Westen Geschichte. Sein Zerfall und Untergang brachten, wie der große, im 18. Jahrhundert lebende Historiker Edward Gibbon schrieb, eine «Umwälzung, die immer im Gedächtnis der Nationen dieser Erde bleiben wird und dessen Einfluss sie noch heute spüren».¹⁰

Der Nieder- und Untergang des Weströmischen Reiches ist ein historisches Phänomen, das moderne Historiker seit Jahrhunderten beschäftigt, denn das Vermächtnis Roms ist auch heute noch jeden Tag präsent, in unserer Sprache, unserer Landschaft, im Recht und in der Kultur. Und wenn Rom noch im 21. Jahrhundert zu uns spricht, dann war seine Stimme im Mittelalter noch viel lauter zu hören – der Epoche, die wir in diesem Buch erkunden wollen. Im nächsten Kapitel werden wir das Ende des Römischen Reiches genauer betrachten. Doch zunächst sollten wir uns mit seinem *Aufstieg* (oder vielmehr seiner Verwandlung von der Republik zum Weltreich) im 1. Jahrhundert v. Chr. beschäftigen. Denn wenn wir die Geschichte des Abendlands im Mittelalter verstehen wollen, müssen wir zuerst fragen, wie und warum es dem Ewigen Rom (*Roma aeterna*) gelang, über ein Reich zu herrschen, das drei Kontinente miteinander verband und unzählige Völker mit ganz unterschiedlichen Religionen und Traditionen und einer ähnlichen Unzahl von Sprachen zusammenbrachte; ein Reich aus umherziehenden Stämmen, Bauern auf dem Land und Eliten in der Stadt; ein Reich, das sich von den pulsierenden Zentren der antiken Kultur bis zu den Rändern der bekannten Welt erstreckte.

Klima und Eroberung

DIE RÖMER ERZÄHLTEN EINANDER GERN, dass die Götter es besonders gut mit ihnen meinten. Tatsächlich waren sie über einen Großteil ihrer Geschichte mit gutem Wetter gesegnet. Von 200 v. Chr. bis 150 n. Chr. – der Blütezeit Roms als Republik und dann als Reich – herrschten im Westen sehr angenehme und für die Landwirtschaft günstige klimatische Verhältnisse. Fast vier Jahrhunderte lang gab es keine massiven Vulkanausbrüche, die von Zeit zu Zeit zu einem weltweiten Temperaturrückgang führen; auch die Sonnenaktivität war in jener Periode hoch und stabil.¹¹ Westeuropa und der Mittelmeerraum profitierten von einer Reihe

ungewöhnlich warmer und angenehmer Jahrzehnte, die noch dazu ausreichend Niederschlag boten.¹² Pflanzen und Tiere gediehen: Elefanten streiften durch die Wälder des Atlasgebirges, während Rebstöcke und Olivenbäume so weit im Norden kultiviert werden konnten, wie man es in der Geschichte der Menschheit noch nicht erlebt hatte. Landstriche, die zu anderen Zeiten karg und kaum zu bewirtschaften waren, konnten unter den Pflug genommen werden; und die Ernten auf traditionell «gutem» Boden steigerten sich enorm. Diese segensreichen Jahre, in denen die Natur ihre Gaben großzügig all jenen schenkte, die bereit und in der Lage waren, die Gelegenheit zu nutzen, wird heute Klimaoptimum der Römerzeit (*Roman Climate Optimum, RCO*) oder Römische Warmzeit genannt.

Offiziell zum Kaiserreich wurde Rom am 16. Januar 27 v. Chr., als der Senat Octavian – einem Adoptivsohn Julius Cäsars – den Titel *Augustus* verlieh. Davor hatte die Republik zwei Jahrzehnte lang unter blutigen Bürgerkriegen gelitten, in deren Verlauf Cäsar 49 v. Chr. die Macht errungen und dann als militärischer Diktator geherrscht hatte. Doch Cäsar war als Autokrat zwar ein Geschöpf seiner Zeit, ihr aber auch gleichzeitig voraus. Am 15. März 44 v. Chr. – den Iden des März – wurde er ermordet, eine unmittelbare Folge, wie der römische Schriftsteller und Verwaltungsbeamte Sueton (um 70–130 n. Chr.) schreibt, seines grenzenlosen Ehrgeizes, in dem viele Römer den Wunsch sahen, die Monarchie wiederzubeleben. «Die ständige Ausübung der Macht gab Cäsar die Liebe dazu», schrieb Sueton und wiederholte ein Gerücht, das besagte, Cäsar habe als junger Mann davon geträumt, seiner eigenen Mutter Gewalt anzutun, was Wahrsager als eindeutiges Zeichen dafür interpretierten, dass damit «seine Herrschaft über die ganze Welt prophezeit werde».¹³

Cäsars Bestimmung war der Ruhm, doch wahre Größe erreichte erst Octavian. «Imperium» stand ihm quasi ins Gesicht geschrieben: Seine strahlenden Augen und sein gutes Aussehen wurden durch seine zerzauste und etwas ungepflegte Erscheinung sogar noch betont. Man könnte meinen, er sei gänzlich uneitel gewesen, allerdings trug er Schuhe mit hohen Sohlen, um größer als seine natürlichen 1,70 Meter zu wirken.¹⁴ Octavian hatte dort Erfolg, wo Cäsar gescheitert war: Er rächte den Tod seines Vaters, besiegte seine Feinde in der Schlacht und wurde schließlich zum alleinigen, unangefochtenen Herrscher Roms. Als Augustus zog er

die ursprünglich aus gutem Grund voneinander getrennten politischen Ämter der Republik auf sich und war Senator, Konsul und Tribun, *pontifex maximus* (Hohepriester) und oberster militärischer Befehlshaber in einer Person. Bei der Beurteilung seines Charakters waren sich schon die Römer nicht einig – war er ein Visionär mit den besten Absichten und ein unvergleichlicher Soldat und Politiker in Personalunion oder ein korrupter, blutrünstiger und verräterischer Tyrann, fragte etwa der Historiker Tacitus (um 58–116 n. Chr.), ohne sich selbst auf ein Urteil festzulegen.¹⁵ Doch seine Leistungen als Kaiser – oder als «Erster Bürger» (*princeps civitatis**), wie er sich selbst gerne nannte – sind nicht von der Hand zu weisen. Mit seiner Machtübernahme beendete er den immer wieder aufflackernden kräftezehrenden Bürgerkrieg in der späten Republik. Dank grandioser Bauprojekte (einige davon waren bereits unter Cäsar in Auftrag gegeben worden) entwickelte sich Rom unter Augustus zu einer prächtigen Stadt. Das 250 Hektar große Marsfeld (*Campus Martius*), ein ehemaliges militärisches Übungsgelände, auf dem verstreut einige Tempel und Monumente standen, wurde radikal umstrukturiert. Neue Theater, Aquädukte und Straßen wurden in Auftrag gegeben. Nur die besten Baumaterialien waren gut genug: Auf seinem Totenbett soll Augustus sich gerühmt haben, er habe eine Stadt aus Ziegeln vorgefunden, aber eine Stadt aus Marmor hinterlassen.¹⁶ Er führte grundlegende Reformen durch, entzog dem Senat Macht, um sie in seinen eigenen Händen zu konzentrieren, und förderte einen Personenkult von imperialer Pracht, der sich unter seinen Nachfolgern weiterentwickelte, bis einige Kaiser als Halbgötter verehrt wurden.

ALS AUGUSTUS AM 19. AUGUST 14 N. CHR. im hohen Alter von 75 Jahren starb, hatte sich das Römische Reich enorm ausgedehnt, war befriedet und reformiert worden. Britannien war immer noch eine unerschlossene Wildnis (Cäsar war bei seinem Besuch 55 bis 54 v. Chr. vor einer vollständigen Eroberung zurückgeschreckt, und auch sein Adoptivsohn ließ die

* Die ersten 300 Jahre des Römischen Reichs werden nach dem von Augustus bevorzugten Titel auch als Prinzipat bezeichnet.



Das Römische Reich in seiner größten Ausdehnung



Britannier in Ruhe). Das frühe Römische Reich umfasste ganz Italien und die Iberische Halbinsel, Gallien (das heutige Frankreich), Südosteuropa bis zur Donau, einen Großteil des Balkans und Kleinasiens, einen breiten Abschnitt der Levantinischen Küste von Antiochia im Norden bis nach Gaza im Süden, die immens reiche Provinz Ägypten (*Aegyptus*), die Augustus im berühmten Krieg gegen die letzte Herrscherin des Ptolemäerreiches Kleopatra und ihren Geliebten Marcus Antonius erobert hatte, und einen weiteren Teil der Küste Nordafrikas Richtung Westen bis Numidien (das heutige Algerien). Darüber hinaus war der Boden bereitet für eine noch größere Expansion im darauffolgenden Jahrhundert.

Rom war die einzige Macht in der Geschichte, die über jede Küste des Mittelmeers herrschte und dieses Gebiet zusätzlich um einen breiten Saum erweiterte, der viele Kilometer weit ins Inland reichte. Auf dem Höhepunkt seiner Ausdehnung unter Kaiser Trajan (um 98–117 n. Chr.), der *Dacia* eroberte (das heutige Rumänien), erstreckte sich das Römische Reich über 5 Millionen Quadratkilometer, vom Hadrianswall im Norden Englands bis zu den Ufern des Flusses Tigris. Ein Viertel der Weltbevölkerung lebte unter römischer Herrschaft. Dieses riesige Gebiet wurde nicht nur erobert, sondern neu organisiert und mit den entscheidenden Merkmalen der römischen Zivilisation versehen. Ein kolossales Gebilde, zentral gelenkt, an den Rändern erbittert verteidigt und innerhalb seiner Grenzen akkurat verwaltet, technisch fortschrittlich und mit effizienten Verbindungen innerhalb des Reiches und zur übrigen Welt ausgestattet (wenn auch nicht gerade tolerant und frei) – das war Rom auf dem Höhepunkt seiner Macht.

«Wo sie eine Einöde schaffen, sprechen sie von Frieden»

WAS WAREN NUN die charakteristischen Merkmale des Römischen Reiches? Außenstehenden fiel zunächst Roms außergewöhnliche und anhaltende militärische Stärke auf. Die Kriegerkultur prägte auch die Politik. Zur Zeit der Republik war die Wahl in ein Amt mehr oder weniger vom geleisteten Militärdienst abhängig; umgekehrt musste man, um ein militärisches Kommando zu erhalten, zuvor ein politisches Amt innegehabt haben. Es überrascht daher kaum, dass viele der größten historischen

Leistungen Roms auf dem Schlachtfeld errungen wurden. Der Staatsapparat stützte sich auf ein professionelles stehendes Heer (und bestand nicht zuletzt auch wegen des Militärs). Dieses Heer zählte am Ende der Regierungszeit des Kaisers Augustus etwa eine Viertelmillion Mann und konnte zu seinen Glanzzeiten im frühen 3. Jahrhundert n. Chr. vierhundertfünfzigtausend Soldaten im gesamten Reich aufbieten. Die Legionen, die jeweils aus fünftausend Soldaten der schweren Infanterie bestanden und aus der römischen Bürgerschaft rekrutiert wurden, wurden von Hilfstrouppen (*auxilia*) der großen nichtrömischen Bevölkerung in den Provinzen und von Söldnern (*numeri*) unterstützt, die bei den «Barbaren» außerhalb der Reichsgrenzen angeworben wurden. (In der Spätzeit des Reiches sollten diese barbarischen Kontingente dann das römische Heer dominieren.) Die römische Flotte umfasste weitere fünfzigtausend Mann. Der Unterhalt der Truppen, die über Millionen Quadratkilometer von der Nordsee bis zum Kaspischen Meer stationiert waren, verschlang jedes Jahr zwischen 2 und 4 Prozent des Bruttoinlandsprodukts; über die Hälfte des Staatshaushalts wurde für das Militär ausgegeben.* Es gab Zeiten – in den letzten Tagen der Republik im 1. Jahrhundert v. Chr. und unter den vielen unrühmlichen Kaisern, die während der sogenannten Reichskrise des 3. Jahrhunderts regierten –, in denen das römische Militär gegen das Prinzip der imperialen Harmonie arbeitete. Doch ohne das römische Militär hätte es überhaupt kein Reich gegeben.

* Zum Vergleich: Derzeit verfügen die USA über den mit Abstand größten Sicherheits- und Verteidigungshaushalt der Welt, und im Verhältnis zum BIP liegen die amerikanischen Militärausgaben auf einer Höhe mit denen des Römischen Reiches: rund 3,1 Prozent. Das ist zwar eine Menge Geld, das für Drohnen, Panzer und Truppen ausgegeben wird, doch 3,1 Prozent des amerikanischen BIP entsprechen nur etwa 15 Prozent des jährlichen Bundshaushalts. Mit anderen Worten: Die römischen Kaiser gaben drei- oder viermal so viel ihres verfügbaren Einkommens für das Militär aus wie die amerikanischen Präsidenten der letzten Jahre. Was jedoch die relative Einsatzfähigkeit und das Eskalationspotenzial betrifft – wenn man so will: die Fähigkeit, einen Raketenwerfer zu einem Faustkampf mitzubringen –, nehmen die modernen USA eine ähnliche Stellung in der Welt ein wie das Römische Reich im 1. Jahrhundert n. Chr. Mit solchen Mächten sollte man sich also lieber nicht anlegen.

«DEIN SEI, RÖMER», schrieb Vergil (70–19 v. Chr.), «das Amt, als Herrscher die Völker zu zügeln. Dies ist die Kunst, die dir ziemt, die Gesetze des Friedens zu schreiben, dem, der gehorcht, zu verzeihn, Hoffärtige niederzukämpfen!»¹⁷ Mit der Größe des römischen Militärs, seiner Schnelligkeit, technischen Überlegenheit, seinem taktischen Geschick und seiner gefürchteten Disziplin konnte keine andere Macht der damaligen Zeit mithalten, weshalb Vergils hochgesteckte Ziele durchaus möglich schienen.

Der typische römische Soldat verpflichtete sich für mindestens zehn Jahre zum Militärdienst; vor dem 3. Jahrhundert n. Chr. erhielt man, wenn man fünfundzwanzig Jahre bei den Hilfstruppen gedient hatte, das volle römische Bürgerrecht. Der Sold war angemessen, die möglichen Aufgaben zahlreich und vielseitig. Neben der Infanterie, die für den Kampf mit dem Kurzschwert, dem langen, gebogenen Schild und dem Speer ausgebildet war, verfügte das römische Militär auch über Reiter, Artillerie, Sanitäter, Musiker, Verwaltungsbeamte und Ingenieure. Es herrschte eine ausgeprägte Kultur der Belohnungen und Ehrungen für herausragende Leistungen, aber auch eine brutale, strenge Disziplin, die mit Prügelstrafen, Hungern und gelegentlichen Hinrichtungen aufrechterhalten wurde. Der griechische Geschichtsschreiber Polybios, der im 2. Jahrhundert v. Chr. eine detaillierte Geschichte Roms verfasste, berichtete, dass Soldaten, die in der Schlacht die Flucht ergriffen, mit einem *fustuarium supplicum* bestraft werden konnten: dabei wurde ein Soldat von den Kameraden seiner Einheit mit Knüppeln zu Tode geprügelt oder gesteinigt.¹⁸ Wenn eine ganze Einheit der Feigheit oder des Ungehorsams bezichtigt wurde, drohte die sogenannte Dezimierung (*decimatio*): Dabei wurde jeder zehnte Soldat ausgewählt und von seinen Kameraden mit Knüppeln erschlagen.

In republikanischer Zeit hatten die Legionen die römische Hegemonie im Mittelmeerraum mit einer Reihe von Kriegen für die kommenden Jahrhunderte dauerhaft gesichert – sie hatten die Makedonier, die Seleukiden und (in den vermutlich berühmtesten Schlachten) die Karthager besiegt, deren großer General Hannibal 218 v. Chr. mit Elefanten über die Alpen gezogen war und der größten Armee, die Rom je aufgeboten hatte, 216 v. Chr. in der Schlacht von Cannae eine vernichtende Niederlage beigebracht hatte. Die Republik konnte er am Ende aber trotzdem nicht besiegen. Später sollten die Karthager Hannibals Vorstoß noch bitter be-

reuen: Dafür, dass sie es gewagt hatten, Rom die Stirn zu bieten, wurde ihre geschichtsträchtige Hauptstadt Karthago nach dem Dritten Punischen Krieg 146 v. Chr. dem Erdboden gleichgemacht. (Im gleichen Jahr wurde auf einem anderen Kriegsschauplatz die antike griechische Stadt Korinth geplündert und geschleift.) Zusammengenommen zeigen diese Kriege die langfristige Überlegenheit des römischen Militärs, die auch während der Kaiserzeit fortbestand. Einer römischen Armee im Feld gegenüberzustehen, erforderte auf jeden Fall Mut – wie ein Beispiel aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. zeigt, als die römische Armee bei der Invasion und Unterwerfung Britanniens ihre Schlagkraft unter Beweis stellte.

JULIUS CÄSAR UNTERNAHM 55 und 54 v. Chr. die ersten militärischen Vorstöße zur Erkundung der Britischen Inseln. Britannien war für die Römer ein attraktives Ziel, das im Südosten fruchtbaren Ackerboden und im Westen reiche Zinn-, Kupfer-, Blei-, Silber- und Goldvorkommen versprach. Die Insel bot jedoch auch rebellischen Galliern Zuflucht, die sich der römischen Herrschaft entziehen wollten; außerdem war allein schon die Aussicht, eine Inselgruppe zu erobern, die damals am Rand der navigierbaren Welt lag, mit großem Prestige verbunden. Cäsars Vorstöße wurden von der Kampfbereitschaft der Einheimischen und dem schlechten Wetter vereitelt, doch ein Jahrhundert später, im Jahr 43 n. Chr. unter der Herrschaft des Kaisers Claudius, führten vier Legionen eine Invasion zu Lande und zu Wasser durch und brachen damit einen Besatzungskrieg vom Zaun, der immer wieder aufflackerte und fast ein halbes Jahrhundert andauerte. Stämme wie die Icener, die unter Führung der Kriegerkönigin Boudicca 60 und 61 n. Chr. rebellierten, wurden nach ihrer Niederlage mit extrem harten Vergeltungsmaßnahmen bestraft und praktisch ausgelöscht. Andere konnten mit den Römern verhandeln und schlossen Abkommen. Für Britannien und seine Bewohner brach nun eine neue Zeit an. Die Unbarmherzigkeit, mit der das römische Militär Britannien eroberte und befreiete, machte die Römer stolz. Tacitus fasste ihre Haltung lakonisch in einer berühmten Rede zusammen, die er dem kaledonischen Heerführer Calgacus vor einer Schlacht gegen eine römische Armee unter Gnaeus Julius Agricola (der zufällig auch Tacitus' Schwiegervater war) in den Mund legte:

Plünderer des Erdballs, durchstöbern sie, nachdem den alles Verwüstenden die Länder fehlten, jetzt auch noch das Meer: Ist der Feind begütert, sind sie habgierig, ist er arm, sind sie ehrsüchtig; sie, die nicht der Orient, nicht der Okzident gesättigt hat. Als einzige von allen begehren sie Schätze und Mangel mit der gleichen Leidenschaft. Stehlen, Morden, Rauben nennen sie mit falschem Namen Herrschaft, und wo sie Einöde schaffen, sprechen sie von Frieden.¹⁹

Kurz nachdem Calgacus' Männer diese Ansprache gehört hatten, flohen sie Hals über Kopf vor Agricolas Legionären, Hilfstruppen und Reitern – «ein großartiges und blutiges Schauspiel», wie Tacitus schrieb. «Scharen von Bewaffneten» hätten dem Feind den Rücken gekehrt. «Überall Waffen, Leichen, zerfetzte Gliedmaßen, blutiger Boden.» In der Nacht zogen die römischen Soldaten ab, doch: «Die Britannier, umherstreifend, schleppten unter dem vermischten Wehklagen von Männern und Frauen die Verwundeten weg, riefen die Unversehrten, verließen ihre Häuser ... Der nächste Tag legte den Anblick des Sieges in voller Breite offen: Stille und Wüste überall, verlassene Hügel, in der Ferne rauchende Häuser ...»²⁰ Calgacus hatte das Schicksal seiner Kampfgefährten präzise vorhergesagt und dabei die Erfahrungen gemacht, die im Laufe der Jahrhunderte schon unzählige andere Anführer am Rand des Römischen Reiches gemacht hatten. Selbst wenn die Legionen in einen Hinterhalt gerieten oder besiegt wurden – was gelegentlich vorkam, ob in Britannien, Gallien, Germanien, Dacia, Palästina oder anderswo –, reichten die Verluste selten aus, um die Römer komplett zu vertreiben. Die militärische Hegemonie der Römer basierte nicht zuletzt auch auf der Fähigkeit, Niederlagen wegzustecken, Konflikte zu eskalieren und gnadenlos Rache zu nehmen; Rom verlor viele Schlachten, aber sehr wenige Kriege.

ZUSÄTZLICH ERRANG DAS RÖMISCHE MILITÄR viele Siege, bei denen kein Schwert geführt, kein Speer geschleudert und kein Blut vergossen wurde. Der Vorteil einer unerreichbaren Übermacht auf dem Schlachtfeld lag damals – wie so häufig in der Geschichte – in einem kampflosen Sieg. Die Stärke des römischen Militärs basierte nicht nur auf seiner aktiven Kampfkraft, sondern auch auf der abschreckenden Wirkung; da es keine andere Macht in der westlichen Welt mit den Ressourcen der römischen

Truppen aufnehmen konnte, genügte bereits die bloße militärische Stärke als politisches Instrument, damit sich potenzielle Gegner unterwarfen.²¹ Diese Lektion haben die meisten Supermächte im Lauf der Weltgeschichte verinnerlicht.

Das Goldene Zeitalter der militärischen Überlegenheit Roms begann mit Augustus' Aufstieg zum Princeps 27 v. Chr. Die darauffolgenden zweihundert Jahre sind auch als *Pax Romana* bekannt – eine Zeit, in der Rom (nach den damaligen Maßstäben) außergewöhnliche Stabilität, Frieden und Chancen auf Wohlstand für all diejenigen bieten konnte, die unter römischer Herrschaft lebten. Das war möglich, weil die Römer ihren Schutz durch eine der schlagkräftigsten Armeen der Welt kollektiv finanzierten. Nach dem Tod des Philosophenkaisers Marcus Aurelius 180 n. Chr. begann die *Pax Romana* zu bröckeln und sich aufzulösen. Die Krise des 3. Jahrhunderts hielt das Reich mehrere Jahrzehnte lang in Atem, in denen es sich zeitweise in drei Blöcke aufspaltete, sich Dutzende Kaiser abwechselten und die staatliche Ordnung fast zusammengebrochen wäre – eine bedrohliche Situation, in der die Entschlossenheit und die Fähigkeiten des römischen Militärs auf eine harte Probe gestellt wurden. Dennoch konnten die Römer im 4. und frühen 5. Jahrhundert immer noch mit Stolz auf ihre bewaffneten Truppen blicken. Sie waren mittlerweile professionalisiert und hielten an den Grenzen des Reiches (dem «Limes») die Stellung, um die Ränder der Zivilisation vor den Einfällen barbarischer Stämme zu schützen und so dafür zu sorgen, dass das Reich trotz seiner Teilungen und Zersplitterung, seiner Machtkämpfe und internen Fehden weitgehend standhielt.

In seiner Blütezeit war Rom also ein Kriegsstaat, der seinesgleichen suchte und jeden Gegner in seinem Einflussbereich zunichtemachen konnte. Selbst während der Krise des 3. Jahrhunderts, als die Sassaniden im Osten und die Barbaren im Westen dem Reich schwer zu schaffen machten, stellte Rom eine beeindruckende Macht dar. Doch es waren nicht allein die überwältigende militärische Stärke und Reichweite, die Rom von anderen Supermächten der damaligen Zeit abhoben. Im 4. Jahrhundert v. Chr. hatte sich das makedonische Imperium Alexanders des Großen von den Ionischen Inseln im Mittelmeer bis zum Himalaja erstreckt. Die verschiedenen persischen Reiche der Antike umfassten ein

ähnliches Gebiet. Um das Jahr 100 n. Chr. herrschte die Östliche Han-Dynastie in China über 6,5 Millionen Quadratkilometer Land und 60 Millionen Menschen. Was Rom im Mittelmeerraum und darüber hinaus so dominant machte, war die Tatsache, dass seine überwältigende militärische Macht mit einem ausgeklügelten Verwaltungsapparat einherging: einem Geflecht hochmoderner gesellschaftlicher, kultureller und rechtlicher Systeme, die von den Römern als Zeichen ihrer überlegenen Moral gewertet wurden. Heute hätten wir daran durchaus unsere Zweifel, immerhin sprechen wir von einer Gesellschaft, die die Rechte von Millionen Frauen und Armen beschnitt und Menschen, die von der Norm abwichen, brutal verfolgte, die blutigen Sport und andere Formen der Gewalt verherrlichte und auf die massenhafte Versklavung von Menschen angewiesen war. Dennoch muss man anerkennen, dass die römische Lebensweise in den eroberten oder verbündeten Gebieten sehr schnell übernommen wurde und überall, wo sie praktiziert wurde, tiefe und oft dauerhafte Spuren hinterließ.

Bürger und Fremde

EINIGE JAHRE, nachdem Kaiser Claudius seine Kriegselefanten nach Britannien geführt hatte, um die Stämme am Ende der Welt zu unterwerfen, stand er vor dem Senat und sprach vor einer lärmenden Gruppe der führenden Würdenträger Roms über die beiden eng miteinander verflochtenen Themen Bürgerrecht und politische Macht. Man schrieb das Jahr 48 n. Chr., und die Frage, über die debattiert wurde, lautete ganz konkret: Sollten die reichsten und angesehensten Bürger aus den römischen Provinzen Galliens in den Senat gewählt werden können? Claudius – ein gelehrter, wenn auch körperlich schwächerer und kurzsichtiger Enkel von Augustus, der zufällig in Gallien geboren war, genauer gesagt in Lyon (*Lugdunum*) – war dafür. Um seinen Standpunkt zu unterstreichen, erinnerte er seine Zuhörer an die Frühgeschichte Roms, denn bereits damals war auf den Gründer und ersten König Romulus ein Anführer von außen gefolgt: Numa der Sabiner. Rom, so argumentierte Claudius, sei stets ein Ort gewesen, der Außenstehende mit besonderen Qualitäten integriert

habe. «Ich bin der Meinung, dass die Männer aus der Provinz nicht abgelehnt werden sollten, solange sie ein Gewinn für den Senat sind», erklärte er.

Nicht alle Senatoren teilten diese Ansicht. Einige argumentierten, es sei eine Schande für Rom, sich «Ausländer in ganzen Scharen» aufzwingen zu lassen, vor allem, da sich die fraglichen Ausländer – Gallier – einst erbittert und in blutigen Kämpfen gegen die Eroberung durch die Römer gewehrt hätten.²² Diese Debatte war nicht neu, in Rom wurde sie seit zwei Jahrhunderten geführt, generell beschäftigt sie die Herrscher mächtiger Reiche seit Beginn der Zeit und ist auch heute noch Thema: Wie geht ein Staat mit seinen früheren Feinden um? Und stärkt oder verwässert die Aufnahme von Nicht-Einheimischen das Wesen und den Charakter eines Staates oder einer Gesellschaft? Die Diskussion zog sich durch all die Jahrhunderte, in denen das Römische Reich bestand, und war in ihren Auswirkungen auch noch im Mittelalter und darüber hinaus zu spüren.

Claudius hatte sich auf seine Rede vor dem Senat 48 n. Chr. gut vorbereitet. Denjenigen, die die Loyalität der Gallier anzweifelten, sagte er: «Wenn jemand sich auf die Tatsache konzentriert, dass die Gallier dem göttlichen Julius [Cäsar] zehn Jahre lang im Krieg widerstanden, sollte er bedenken, dass sie hundert Jahre lang loyal und vertrauenswürdig waren und diese Loyalität, als wir in Gefahr waren, aufs Äußerste strapaziert wurde.» Gegen die allgemeineren Einwände, Nicht-Italiker als Römer zu klassifizieren, führte er Beispiele aus dem antiken Griechenland an: «Was war denn trotz ihrer kriegerischen Erfolge das Verhängnis der Lazedämonier [Spartaner] und Athener? Nichts anderes, als dass sie die Unterworfenen als Ausländer sich fernhielten.» Der leidenschaftliche Vortrag hatte die Senatoren entweder überzeugt oder eingeschüchtert, jedenfalls gaben sie ihre Zustimmung. Von da an konnten Gallier nicht nur das römische Bürgerrecht erlangen, sondern auch die höchsten politischen Ämter im Reich anstreben.

Einer der wichtigsten sozialen Unterschiede in Rom – in der Stadt selbst, auf der Italienischen Halbinsel und (schließlich) auch in den eroberten Gebieten – war der zwischen den römischen Bürgern (*cives romani*) und der restlichen Bevölkerung. Die römische Gesellschaft war besessen von Rang und Ordnung, und die Unterschiede zwischen der Oberschicht der

Senatoren (*senatores*) und Ritter (*equites*), dem mittleren Stand der Plebejer und den landlosen Armen, den sogenannten *proletarii*, wurden sehr ernst genommen. Doch am wichtigsten war das Bürgerrecht. Ein Bürger Roms zu sein bedeutete im Grunde Freiheit. Für Männer war damit ein ganzes Paket beneidenswerter Rechte (aber auch Pflichten) verbunden: Als Bürger durfte man wählen, politische Ämter bekleiden, die Gerichte nutzen, um sich selbst und den eigenen Besitz zu verteidigen, bei Zereemonien und offiziellen Anlässen die Toga tragen und seinen Militärdienst in den Legionen und nicht bei den Hilfstruppen ableisten, außerdem war man vor den meisten Formen körperlicher Strafen und vor Hinrichtungen geschützt, darunter Auspeitschen, Folter und Kreuzigung. Das Bürgerrecht war nicht auf Männer beschränkt: Frauen blieben zwar viele Rechte verwehrt, sie konnten den Bürgerrechtsstatus jedoch an ihre Kinder weitergeben, zudem war das Leben einer Bürgerin meist angenehmer und zeichnete sich durch höheren Wohlstand aus. Das Bürgerrecht war sehr geschätzt, weshalb der römische Staat es auch den Hilfstruppen, die ein Vierteljahrhundert in der römischen Armee dienten, als Belohnung in Aussicht stellen konnte. Und Sklaven leisteten ihre Arbeit in dem Wissen, dass sie, falls sie von ihrem Herrn freigelassen wurden, das eingeschränkte Bürgerrecht erhielten. Der Verlust des Bürgerrechts – als Strafe für sehr schwere Verbrechen wie Mord oder Fälschung – kam einer rechtlichen Enthauptung gleich: für die Gesellschaft war man damit praktisch tot.

Rom war keineswegs das einzige Reich, das dieses Konzept der rechtlichen und sozialen Privilegien pflegte; auch im antiken Griechenland, in Karthago und zahlreichen anderen Staaten im Mittelmeerraum gab es in jener Zeit das Bürgerrecht. Einzigartig war nur, dass das Konzept des römischen Bürgerrechts im Laufe seiner langen Geschichte weiterentwickelt und ausgedehnt wurde, um die Vorherrschaft des Reiches zu bewahren. Der eigentliche Zweck des Reiches bestand darin, den Reichtum aus den eroberten Gebieten nach Rom zu leiten. Es ging also im Grunde um hemmungslose Ausbeutung. Doch durch das Versprechen des Bürgerrechts – und damit die Aussicht, einen Teil der Beute zu bekommen – konnte die Oberschicht in den eroberten Gebieten in der Regel auf die Seite Roms gebracht werden. Dementsprechend wurde das Bürgerrecht

in den ersten beiden Jahrhunderten des Römischen Reiches mit der Ausdehnung der Provinzen nach und nach auch außerhalb Italiens an die Angehörigen höherer Schichten vergeben. Aristokraten und Amtsträger, Soldaten, die ihren Dienst bei den Hilfstruppen geleistet hatten, Beamte im Ruhestand und ihre freigelassenen Sklaven, sie alle konnten das Bürgerrecht erlangen – entweder in seiner vollen Form oder in einer der zahlreichen Varianten, die eine begrenzte, aber immer noch begehrte Auswahl an Rechten boten.²³ Und schließlich brachte Kaiser Caracalla 212 n. Chr. zum Abschluss, was Claudius begonnen hatte, und verfügte, dass alle Freien in den Provinzen eine Form des Bürgerrechts für sich beanspruchen konnten. Die gesamte Bevölkerung, verkündete Caracalla, solle «an diesem Sieg teilhaben. Dieses Edikt wird die Würde des römischen Volkes vergrößern.»²⁴

Viele Historiker betrachten Caracallas Verordnung (auch *Constitutio Antoniniana* genannt) als Wendepunkt in der Geschichte des Römischen Reiches, weil diese Entscheidung das imperiale System im Kern betraf, die Motivation von Nicht-Römern, den Hilfstruppen beizutreten, schwächte, und weil sie dem Bürgerrecht das Prestige nahm. Das mag sein. Andererseits waren Offenheit und die Bereitschaft, andere Völker zu integrieren, wesentliche historische Vorzüge des Römischen Reiches,* denn dadurch wurden die Werte des römischen Systems über alles andere gestellt und es wurde offen und ohne Einschränkungen erklärt, dass Menschen mehr als eine einzige kulturelle Identität haben können. Wer sich Römer nannte, musste nicht mit Blick auf die sieben Hügel der Ewigen Stadt geboren worden sein: Er oder sie konnten Nordafrikaner oder Griechen, Gallier, Germanen oder Britannier sein, Spanier oder Slaven. Nicht einmal die Kaiser mussten ethnische «Römer» sein. Trajan und Hadrian stammten aus Spanien. Caracallas Vater Septimius Severus, der 193 n. Chr. die Macht

* Mit seiner Aufnahmereitschaft übertraf das Römische Reich sogar die Vereinigten Staaten auf dem Höhepunkt der Einwanderung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Historisch betrachtet, zeigte wohl nur das Mongolenreich im 12. und 13. Jahrhundert (siehe Kapitel 9) eine ähnlich pragmatische Haltung bei der Integration einer Vielzahl von Völkern.

ergriff und sich bis 211 halten konnte, wurde in Libyen (*Leptis Magna*) geboren und hatte einen nordafrikanischen Vater und eine syrisch-arabische Mutter; seine Nachfolger (bekannt als die Dynastie der Severer) waren demnach ebenfalls afrikanisch-arabischer Herkunft. Caracalla mag gute politische Gründe für sein Edikt von 212 gehabt haben – wer das Bürgerrecht hatte, musste auch Steuern zahlen: In einer für die öffentlichen Finanzen schwierigen Zeit war daher eine Erhöhung der Zahl der Steuerpflichtigen höchst willkommen. Doch es ist wohl nicht allzu anachronistisch, zu vermuten, dass sich seine Erfahrungen als Kaiser mit nordafrikanischen Wurzeln auf seine Haltung auswirkten.

Seelen zu verkaufen

CARACALLA WAR NICHT DER EINZIGE, dessen Herkunft seine Herrschaft prägte. Ein gutes Jahrhundert vor seiner Geburt wurde Rom zehn Jahre lang von Vespasian regiert, dem Begründer der flavischen Dynastie. Vespasian kam 69 n. Chr. an die Macht, er hatte sich nach einem kurzen, aber hässlichen Bürgerkrieg durchgesetzt, in dem vier Männer in einem einzigen Jahr* Anspruch auf die Kaiserwürde erhoben hatten. Doch bevor Vespasian Kaiser wurde, hatte er sich in Nordafrika für kurze Zeit als sogenannter «Maultiertreiber» betätigt, wie man damals Sklavenhändler euphemistisch nannte. Es heißt, Vespasian habe Knaben die Hoden abschneiden lassen, um sie zu einem besseren Preis als Eunuchen verkaufen zu können.²⁵ Er hatte deshalb einen gewissen Ruf, der allerdings in einer anderen historischen Epoche deutlich schlechter ausgefallen wäre. Denn in Rom waren Sklaverei und die brutale Behandlung versklavter Menschen nicht nur weitverbreitet, sondern allgegenwärtig.

Sklaverei war in der gesamten Antike ein fester Bestandteil des Alltags. Sklaven – Menschen, die als Eigentum betrachtet, zur Arbeit gezwungen und ihrer Rechte beraubt wurden und die damit gesellschaftlich «tot»

* Die Rede ist vom sogenannten Vierkaiserjahr. Bei den vier Männern handelte es sich um Galba, Otho, Vitellius und Vespasian.

waren – fand man praktisch in jedem bedeutenden Reich der damaligen Zeit. In China setzten die Qin-, Han- und Xin-Dynastie verschiedene Formen der Sklaverei durch, ebenso wie die Herrscher in Ägypten, Assyrien, Babylonien und Indien.²⁶ «Willst du aber Sklaven und Sklavinnen haben, so sollst du sie kaufen von den Völkern, die um euch her sind», sagte Gott den Israeliten und verlangte von ihnen nur, sich nicht gegenseitig zu versklaven.²⁷ Doch Rom ging noch weiter. Es gibt einige wenige Beispiele in der Geschichte für echte «Sklavenstaaten», in denen die Sklaverei alle Bereiche der Gesellschaft durchdrang und die Grundlage für die gesamte Wirtschaft und Kultur bildete. Rom war einer davon.*

Wie viele Sklaven es in Rom gab, ist unter Historikern umstritten, da keine verlässlichen Quellen vorliegen. Man schätzt, dass zur Zeit von Augustus um die zwei Millionen Sklaven auf der Apennin-Halbinsel lebten, die vielleicht ein Viertel der damaligen Bevölkerung stellten – wobei es in den anderen Provinzen noch viele weitere Sklaven gab.²⁸ Sklaven übernahmen jede Art von Aufgabe mit Ausnahme der Herrschaftsausübung. Sie arbeiteten in großen, auf Massenproduktion ausgerichteten landwirtschaftlichen Betrieben, den sogenannten *latifundia*, und auf kleinen Höfen, wo die Bauernfamilie einen oder zwei Sklaven besaß. Die Haushalte der reichen Römer wurden von Dutzenden, wenn nicht gar Hunderten Sklaven versorgt, die als Reinigungskräfte, Köche, Bäcker, Servierer, Pförtner, Kammerdiener, Ammen, Gouvernanten, Gärtner, Wachen, Torwächter, Lehrer, Schreibkräfte, Musiker, Rezitatoren, Tänzerinnen, Konkubinen oder schlicht Sexobjekte tätig waren.

Für einige wenige Sklaven, die für die reiche Oberschicht arbeiteten und die Möglichkeit hatten, sich im mittleren oder hohen Alter freizukaufen, war das Leben vielleicht ganz angenehm, mitunter sogar luxuriös. Als Pompeij 79 n. Chr. unter einem vulkanischen Ascheregen begraben wurde, blieb der goldene Armreif einer Sklavin erhalten: In Form einer Schlange gestaltet, einem traditionellen Schutztier, trägt er die Inschrift «Vom Herrn für sein Sklavenmädchen» (DOM[I]NUS ANCILLAE SUAE). Aller-

* Die anderen sind das antike Griechenland, Brasilien und die Karibik während der Kolonialzeit sowie die amerikanischen Südstaaten vor dem Sezessionskrieg.

dings waren Geschenke, die Sklaven das Dasein versüßten, alles andere als üblich. Das zeigt etwa ein ganz anderes Sklaven-Accessoire, der sogenannte Zoninus-Halsring aus dem 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr., der heute in den Diokletianthermen in Rom ausgestellt ist. An einem grob gearbeiteten Eisenring baumelt ein großer – vermutlich lästiger und schmerzhafter – Anhänger, wie man ihn heute verwendet, um entlaufene Hunde zu identifizieren. Die Inschrift informierte jeden, der dem Träger oder der Trägerin begegnete, dass es sich um einen Sklaven handelte, und versprach demjenigen, der ihn oder sie zurückbrachte, eine Goldmünze (*solidus*).²⁹

Sklaven, ob in die Sklaverei verkauft oder hineingeboren, waren per Definition Arbeitstiere. Wir können nicht wissen, wie es war, ein römischer Sklave zu sein, da die meisten so gut wie keine Spuren in der Geschichtsschreibung hinterließen. Doch das, was wir aus anderen Epochen wissen, sagt uns, dass das Sklavendasein Jahre der Qual und des Leids bedeutete, mit Misshandlungen, die von erschütternd bis geradezu höllisch reichten. In afrikanischen Getreidemühlen oder spanischen Minen schufteten die Sklaven unter entsetzlichen, oft tödlichen Bedingungen. Der im 2. Jahrhundert lebende Schriftsteller Apuleius liefert in seinem Roman *Der goldene Esel* (*Asinus aureus*, auch als *Metamorphosen* bekannt) mehrere groteske Schilderungen der Misshandlung von Sklaven. Obwohl seine Darstellung des Sklavenlebens fiktiv ist und die Geschichte immer wieder fantastische, obszöne und satirische Züge trägt, sagt sie doch viel über die unschöne Realität der Sklaverei aus. So beobachtet sein Protagonist, der zu Beginn der Geschichte noch ein Schäferstündchen mit der hübschen Haussklavin eines Freundes genießt, wie Sklaven in einer Mühle schufteten müssen: «Die ganze Haut mit blauen Striemen gezeichnet, den verprügelten Rücken mit ein paar verschlissenen Fetzen mehr betupft als bedeckt, einige nur mit einem winzigen Lendenschurz – alle jedenfalls so angezogen, dass die Knochen durch die Lumpen zu sehen waren! Die Stirn gezeichnet, der Kopf halbrasiert, die Füße beringt; weiter, von Geisterblässe entstellt, die Lider vom Qualm und Dunst in der Stockfinsternis entzündet bis zur Trübung des Augenlichts ...»³⁰

ALS APULEIUS SEINEN ROMAN VERFASSTE, war Rom seit einem halben Jahrtausend eine Sklavengesellschaft. Die Sklaverei war seit dem 2. Jahr-

hundert v. Chr., als die Republik mit ihrer massiven Expansion im Mittelmeerraum begann, zu einem wesentlichen Bestandteil des römischen Lebens geworden. Die glänzenden militärischen Siege – auf dem Balkan, den griechischen Inseln, in Nordafrika und anderswo – boten auch immer die Gelegenheit zum Plündern und Beutemachen, und zu dieser Beute gehörten auch Menschen. Ein Jahr wie 146 v. Chr., in dem sowohl Karthago als auch Korinth in Schutt und Asche gelegt wurden, brachte dem Reich Zehntausende Gefangene.

Die Sklaven, die übers Meer transportiert wurden, wodurch ihnen eine Flucht unmöglich war, waren überall verfügbar und wurden so zur treibenden Kraft des rapiden römischen Wirtschaftswachstums: kostenlose Arbeitskräfte für die Republik (und später die Kaiser), um Tempel, Aquädukte, Straßen und öffentliche Gebäude zu errichten, um in den Minen zu schuften oder als Handelsware für wohlhabende Römer herzuhalten, die sie nach Belieben kauften und verkauften und in ihren prächtigen städtischen Villen oder auf ihren landwirtschaftlichen Gütern einsetzten. Die Vorteile der Zwangsarbeit waren offensichtlich. Die Eigentümer konnten ihre Sklaven so hart arbeiten lassen, wie es ihnen gefiel, willkürlich auf sie einprägen, sie wie Schweine halten, sie wie Vieh züchten und sie, wenn sie zu alt oder zu krank waren, um weiter zu arbeiten, entweder freilassen oder einfach vor die Tür setzen. Tausende Kilometer von ihrem Heimatland entfernt, traumatisiert und anfangs meist nicht in der Lage, die fremde Sprache zu sprechen, veränderten die Sklaven durch ihre Anwesenheit die Stadt, die Republik und später das Reich. Da sich die Expansion Roms in der Kaiserzeit fortsetzte, gerieten auch Gallier, Britannier, Germanen und andere in das System der Sklaverei. Die Gefangennahme und Verschleppung von Menschen war ein Fluch für ganz Europa und den Mittelmeerraum. Der griechische Geschichtsschreiber und Geograf Strabo beschrieb im 1. Jahrhundert v. Chr., wie Sklavenräuber Gebiete in Armenien und Syrien terrorisierten, Zivilisten jagten und sie verschleppten, um sie profitabel zu verkaufen. Der Export von Sklaven sei «überaus gewinnbringend», wie er schrieb, «sie waren ja leicht zu fangen, und gar nicht weit gab es einen großen und geldreichen Handelsplatz.» Mit dem Markt ist Delos auf den Kykladen gemeint, einer der Hauptumschlagplätze für Sklaven, auf dem laut Strabo jeden Tag zeh-

tausend Sklaven gehandelt wurden: Sie alle wurden von dort verschifft, um irgendwo in der Fremde zu leben, zu arbeiten und zu sterben.³¹ Die Sklaverei in Rom war nicht per se rassistisch (ein wichtiger Unterschied zur Sklaverei in der Karibik und in den amerikanischen Südstaaten), man hielt es jedoch für selbstverständlich, dass die «Barbaren» aus den Gebieten außerhalb des Reiches erheblich besser für die Sklaverei geeignet seien als die Römer selbst. Daher wurden, während das Reich immer weiter wuchs, Millionen Menschen versklavt und damit zutiefst gedemütigt, wie der Autor und Rhetoriker Libanios im 4. Jahrhundert n. Chr. kurz und bündig schrieb: «Der Sklave ist jemand, der irgendwann jemand anderem gehört und dessen Körper verkauft werden kann. Und was könnte demütigender sein ... Denn wurde dieser Körper nicht verstümmelt und die Seele völlig zerstört?»³²

Doch obwohl es gelegentlich zu Sklavenaufständen kam – der berühmteste war die Revolte des Spartacus 73 v. Chr. –, gab es in Rom keine allgemeine Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei. Nur gelegentlich wurden Versuche unternommen, Sklaven vor den schlimmsten Misshandlungen zu schützen: So versuchte Kaiser Hadrian (reg. 117–138 n. Chr.), wenn auch erfolglos, Sklavenhändler davon abzuhalten, afrikanische Jungen zu kastrieren, während Konstantin I. (306–337) Gesichtstätowierungen verbot – ein Edikt, das sehr wahrscheinlich auf übereifrige Sklavenhalter abzielte. Doch weitreichendere Maßnahmen – oder gar der Gedanke an eine Welt ohne Sklaven – wären den Römern unsinnig erschienen.

Aus philosophischer Sicht galt Sklaverei als notwendig für eine freie Gesellschaft – als ein natürliches Phänomen, ohne das die Freiheit der wahren und edlen Römer nicht möglich gewesen wäre. Wirtschaftlich betrachtet, basierten Rom und das Römische Reich auf der massenhaften Versklavung von Menschen, die über dieselben langen und komplexen Handelsnetzwerke herbeigeschafft wurden wie lebensnotwendige Güter und Luxusartikel. Letzten Endes war Rom eine patriarchale Gesellschaft, in der die untergeordnete Position der Sklaven schlicht als deren Schicksal betrachtet wurde. Johannes Chrysostomos, ein christlicher Prediger Ende des 3. Jahrhunderts, beschrieb seinen Zuhörern diese Hierarchie folgendermaßen: Selbst im Haus eines armen Mannes, erklärte er, «herrscht der

Mann über die Frau, die Frau über die Sklaven, die Sklaven über ihre eigenen Frauen, und die Männer und Frauen wiederum über die Kinder».³³

Im anschließenden Mittelalter nahm das Ausmaß der Sklaverei ab, blieb jedoch im gesamten Abendland präsent. Und selbst an Orten, an denen die Sklaverei auszusterben schien, wurde ihre Funktion als Stütze der Wirtschaft und Kultur oft einfach durch die Leibeigenschaft ersetzt – ein System des Frondienstes, bei dem die Menschen an das Land und ihren Grundherrscher gebunden waren. Es war zwar nicht ganz dasselbe wie die Sklaverei, doch für die Betroffenen dürfte der Unterschied nicht groß gewesen sein. Dass der Westen so eng an die unfreie Arbeit gebunden war, ist sicher auch darauf zurückzuführen, dass die Sklaverei nicht vom alles überstrahlenden Glanz des Römischen Reiches zu trennen war.

Romanisierung

DAS BÜRGERRECHT und die Sklaverei waren nicht das einzige Vermächtnis, das Rom der Welt hinterließ und bis ins Mittelalter hineinwirkte. Über die simple Tatsache seiner Legionen und Institutionen hinaus besaß Rom etwas, was man als starke kulturelle Marke bezeichnen könnte. Praktisch überall, wo die Römer hinkamen, erhielten Recht, Sprache und Landschaft einen «römischen Stempel». Dazu gehörte ab dem 4. Jahrhundert auch die Religion, da das Reich enorm dazu beitrug, eine der beiden ersten großen monotheistischen Glaubensvorstellungen zu verbreiten, die sich im 1. Jahrhundert herausbildete: das Christentum.

Dieser Prozess verlief nicht gleichmäßig, und die Vermischung römischer Sitten und Bräuche mit den Praktiken der Einheimischen auf der Iberischen Halbinsel, in Nordafrika, Gallien, Britannien, auf dem Balkan, in Griechenland, der Levante und anderen Regionen ließ ein breites Spektrum unterschiedlicher Subkulturen entstehen, die alle gemeinsam unter dem Banner des Römischen Reiches existierten. Noch wichtiger war jedoch, dass die Romanisierung die herrschenden Schichten deutlich stärker betraf als die breite Bevölkerung und sich auf Städte und Stützpunkte konzentrierte und nicht auf ländliche Gebiete. Doch trotz dieser Einschränkungen war die Übernahme römischer Institutionen, Werte, Tech-

nologien und Weltanschauungen in den Jahrhunderten nach dem Zusammenbruch des Reiches von grundlegender Bedeutung. Immerhin war Rom ein gut vernetzter Superstaat gewesen, dessen verschiedenartige Bevölkerungen durch hervorragend gebaute Straßen, effektiv überwachte Seewege und bis ans Ende der damals bekannten Welt reichende Handelsrouten miteinander verbunden waren. Doch die Verbindungen im Reich waren nicht nur physischer Art. Sie waren kulturelle Konstanten, die die sogenannte *romanitas* über Dutzende Generationen und mehrere Millionen Quadratkilometer Reichsfläche überhaupt erst möglich machten. Und sie sorgten dafür, dass in den alten römischen Gebieten auch noch lange nach dem Untergang des eigentlichen Reiches ein Gefühl der Verbundenheit herrschte.

EIN WOHLHABENDER REISENDER, der im 4. Jahrhundert n. Chr. in einer fremden Stadt im Römischen Reich ankam, wusste trotz der unbekanntenen Umgebung ziemlich gut, was ihn erwartete. Die Straßen waren gitterförmig angelegt. In den besseren Vierteln der Stadt erhellten oft Fackeln die Innenhöfe der weitläufigen Villen, in denen die Reichen wohnten: elegante Häuser aus Ziegel- oder Naturstein, ausgestattet mit Fußbodenheizung und Wasserversorgung, Böden und Wände, die im typisch mediterranen Stil mit Reminiszenzen an das klassische Griechenland und antike Rom gestaltet waren. Im Zentrum der Stadt gab es einen offenen Platz, das Forum, auf dem der Markt stattfand und der von Regierungs- und Verwaltungsgebäuden, Läden und Tempeln für verschiedene Götter gesäumt war. Die Ladeninhaber und Marktbesucher boten Waren an, die aus dem gesamten Reich und weit entfernten Regionen herbeigeschafft worden waren: Wein, Öl, Pfeffer und andere Gewürze, Salz, Getreide, Pelze, Keramik, Glas und Edelmetalle. Bezahlt wurden sie mit den gängigen römischen Münzen aus Gold, Silber oder Bronze, auf denen meist ein römischer Kaiser abgebildet war. In der Stadt waren die ausgeklügelten Wasserversorgungssysteme zu sehen – und zu riechen. Aquädukte brachten frisches Wasser in die Stadt, die öffentlichen Toiletten waren an ein städtisches Abwassersystem angeschlossen. Wer Sauberkeit, Hygiene und Entspannung suchte, konnte ein öffentliches Badehaus aufsuchen; die Thermen in Städten wie Bath (*Aquae Sulis*), Trier (*Augusta Treverorum*)

und Beirut (*Berytus*) waren prächtige Gebäudekomplexe mit unterschiedlich beheizten Badekammern, die eine umfangreiche Auswahl für alle boten, die sich mit Düften, Ölen, Massagen und anderen Ritualen verwöhnen lassen wollten (und sich das leisten konnten).

Eine große Stadt konnte meist ein Theater und vielleicht auch eine Arena für Wagenrennen oder blutrünstige Gladiatorenkämpfe vorweisen. Die Spiel- und Wettkampfstätten hatten natürlich nicht die gewaltigen Ausmaße des Kolosseums in Rom, das 80 n. Chr. von Kaiser Titus eröffnet wurde und Sitzplätze für fünfzig- bis fünfundachtzigtausend Zuschauer bot. Ebenso wenig konnten es die Badehäuser in den Provinzstädten mit den imposanten Diokletiansthermen aufnehmen, die um 306 n. Chr. in Rom eröffnet wurden. Jede Stadt im Reich spiegelte in ihrer Architektur und in ihren Bauten, selbst wenn sie die typisch römischen Merkmale wie elegante Säulen und farbenprächtige Mosaiken aufwies, auch den lokalen Geschmack und Stil wider. Und man sollte nicht vergessen, dass der Einfluss Roms auf das tägliche Leben außerhalb der Städte deutlich geringer war. Rom war in erster Linie ein Reich der Städte, in den ländlichen Gebieten waren die römischen Innovationen und auch die politischen Einflüsse weniger zu spüren. Dennoch erinnerten die öffentlichen Bauten im ganzen Reich an das Leben der Bürger in Rom, und die Männer und Frauen, die dort arbeiteten, verkehrten oder ihre Götter verehrten, fühlten sich als Teil des Römischen Reiches, wann immer sie über die Schwelle dieser Gebäude traten.

Wie wir noch sehen werden, verschwand der prägende Einfluss Roms auf den Städtebau im westlichen Teil mit dem politischen Zusammenbruch des Reiches. Langfristig gesehen spielte er jedoch eine große Rolle. In der Renaissance im 14. und 15. Jahrhundert wurden die römische Architektur und Kunst wiederentdeckt und als Höchststand der Zivilisation verehrt, den man, wenn möglich, wieder erreichen wollte. Ein weiterer Bereich, den Rom während des gesamten Mittelalters nachhaltig prägte, war die Sprache. Tatsächlich ist die gemeinsame Sprache des Römischen Reiches eines seiner dauerhaftesten Vermächtnisse, das nicht nur im Mittelalter, sondern auch heute noch zu spüren ist, wie viele Schülerinnen und Schüler bezeugen können.

Die offizielle Sprache, die im gesamten Römischen Reich verwendet

wurde, war Latein. Das bedeutete nicht, dass jeder Mensch von Antiochia bis St. Albans (*Verulamium*) die Epigramme Martials deklamierte: Das klassische Latein der großen römischen Dichter, Philosophen und Historiker kam im Alltag genauso wenig zum Einsatz wie die Syntax und der Wortschatz von Shakespeares Sonetten im elisabethanischen England; auch damals sprachen Tavernenwirtinnen oder Ziegenhirten eine ganz andere Sprache. Im Osten konkurrierte das Lateinische vor allem nach der Reichsteilung im 4. Jahrhundert mit dem Griechischen um den Rang der gängigsten, bewundernswertesten und nützlichsten Sprache. Im westlichen Teil wurde Latein weiterhin verwendet, doch allmählich angepasst und mit den lokalen Sprachen vermischt – ein Prozess, in dessen Verlauf die modernen romanischen Sprachen entstanden. Latein war also nicht unbedingt eine universale Sprache, aber auf jeden Fall die offizielle Geschäfts- und Verwaltungssprache im Reich, die es gebildeten Römern erlaubte, überall miteinander zu kommunizieren und ihre Kultiviertheit herauszustellen.

Das Erlernen der lateinischen Sprache – einschließlich ihrer Grammatik und Rhetorik – war ein wesentlicher Bestandteil der Erziehung der Elite. An eine Karriere in der Politik oder Verwaltung war ohne ausreichende Lateinkenntnisse gar nicht erst zu denken. Und auch für die Priester, Äbte, Kanzler, Scholaren, Juristen, Vögte, Lehrer, Adligen und Könige des Mittelalters war Latein unverzichtbar.* Doch selbst ohne umfassende literarische Bildung konnte man mit ein bisschen Latein, das man hier und da aufgeschnappt hatte, weit kommen. Graffiti, die in Herculaneum gefunden wurden – einer der Städte in Süditalien, die beim Ausbruch des Vesuvs 79 n. Chr. zerstört wurden –, vermitteln uns einen Eindruck von den banalen und profanen Gefühlen, die Römer manchmal in Latein auf Wände kritzelten. In einer Taverne neben den öffentlichen Bädern schrieb ein Geschwisterpaar: «Apelles Mus und sein Bruder Dexter hatten hier jeweils zweimal erfreulichen Sex mit zwei Mädchen.» In Pompeji prahlte

* Das mittelalterliche Latein unterschied sich stark vom klassischen Latein – so stark, dass Mittellatein mehr oder weniger eine eigene Sprache ist. Die Verwandtschaft zum klassischen Latein ist jedoch offensichtlich.

ein Bewohner auf einer Säule in der Nähe der Gladiatorenunterkünfte: «Celadus der thrakische Gladiator ist der Freudenquell aller Mädchen.»

Neben Prahlereien über sexuelle Leistungen und Eroberungen fand das Lateinische als *lingua franca* – die sich bis weit ins Mittelalter halten sollte – vor allem im Römischen Recht Anwendung. Die Römer waren stolz auf die lange Tradition ihrer Gesetzgebung, die angeblich bis ins 5. Jahrhundert v. Chr. zurückreichte, als die Gesetzessammlung der sogenannten Zwölf Tafeln in Bronze graviert wurde. Auf Bronzetafeln wurden die römischen Traditionen und Gepflogenheiten im Bereich Schuldrecht, Erbrecht, Familienrecht, beim Grundbesitz, der Religionsausübung und im Strafrecht festgehalten, von Mord und Verrat bis Diebstahl und Meineid; zusammen bildeten die Zwölftafelgesetze fast tausend Jahre lang die Grundlage des Römischen Rechts.

Natürlich entwickelte sich das Römische Recht in diesen tausend Jahren erheblich weiter. Die Zwölf Tafeln wurden durch Statuten und offizielle Verlautbarungen von Magistraten und Kaisern ergänzt. Generationen von Rechtsgelehrten, die als Juristen bezeichnet wurden, widmeten ihr Leben dem Studium der verschiedenen Bereiche des Rechts und gaben ihre professionelle Meinung zu Rechtsfällen ab. Im Lauf der Zeit entstand dadurch ein umfangreiches und ausgeklügeltes Gesetzeswerk, das sich vor allem mit den Interessen der Mächtigen befasste: Eigentum, Vermögen, Besitz, Verträge und Handel. In Rom selbst durften nur Bürger Anklage erheben, doch das Spektakel eines römischen Prozesses konnte eine faszinierende Wirkung für ein breites Publikum entfalten. Magistrate hielten Vorsitz in öffentlichen Gerichtsverhandlungen, in denen sich Dutzende «Richter» (im heutigen Sinn die Geschworenen) die Argumente geschickter Rhetoriker anhörten – alle offiziell in ihre Toga gewandet – und dann ihr Urteil auf Stimmtafeln abgaben, auf denen entweder ein C (für *condemno*, ich spreche schuldig) oder ein A (für *absolvo*, ich spreche frei) stand. Noch heute berühmte Römer wie Cicero oder Plinius der Jüngere traten als Anwälte und Richter bei Gerichtsprozessen auf; Cicero hielt 70 v. Chr. eine sehr berühmte Anklagerede (und veröffentlichte später noch mehrere andere) gegen einen reichen und korrupten Statthalter namens Gaius Verres, der sich während seiner Amtszeit in Sizilien grausam und tyrannisch aufgeführt hatte. Plinius bekleidete im ausgehenden

1. und frühen 2. Jahrhundert n. Chr. unter mehreren Kaisern hochrangige juristische Ämter im gesamten Reich; seine Schriften geben uns noch heute einen Einblick in das Rechtswesen im Goldenen Zeitalter des Römischen Reichs.

Die «reinste» Form des Römischen Rechts bestand natürlich in Rom selbst, doch während der Kaiserzeit wurde das Rechtssystem in verschiedenen Formen in die Provinzen exportiert. Die Statthalter der Provinzen bereisten die Städte ihres Zuständigkeitsbereichs und hielten dort Gericht. Ihr Urteil sprachen sie anhand der Gesetze und Fallbeispiele, die am besten zur vorliegenden Causa passten. Streitigkeiten zwischen römischen Bürgern – beispielsweise römischen Veteranen, dies sich in den Provinzen niedergelassen hatten – unterstanden dem Römischen Recht. Dispute zwischen Nicht-Bürgern konnten den bestehenden lokalen Gesetzen überlassen werden, wodurch den Provinzen ein bedeutendes Maß an Selbstbestimmung blieb.³⁴ Eine der berühmtesten Äußerungen zum Geltungsbereich des Römischen Rechts stammt von Cicero aus den letzten Tagen der Republik: «Es wird in Rom kein anderes Gesetz sein als in Athen, kein andres jetzt als später, vielmehr wird das eine und ewige und unveränderliche Gesetz alle Völker zu allen Zeiten umfassen.»³⁵ Sein Standpunkt war so philosophisch wie pragmatisch, doch man darf nicht vergessen, dass Cicero als einer der berühmtesten Römer seiner Zeit die Anliegen anderer reicher und mächtiger Männer in Worte fasste und nicht die Erfahrungen vieler Millionen einfacher Menschen, die im ganzen Reich lebten und die allenfalls dann mit dem Gesetz in Berührung kamen, wenn sie dagegen verstießen und ihnen brutale Strafen drohten. Andererseits kann man durchaus von einem starken und lang anhaltenden Einfluss des Römischen Rechts sprechen. Dieses gedieh nicht nur zu Lebzeiten Ciceros während der Republik, sondern auch im Kaiserreich, und sein Einfluss war im gesamten Mittelalter und bis in die Neuzeit deutlich zu spüren. In dieser Hinsicht verhielt es sich mit dem Römischen Recht ähnlich wie mit der lateinischen Sprache. In seiner historischen Beständigkeit ließ es sich auch mit der römischen Religion vergleichen – oder zumindest der Religion, die ab dem 4. Jahrhundert n. Chr. im gesamten Reich eingeführt wurde: dem Christentum.

Von vielen Göttern zu einem Gott

IN DEN ERSTEN ZWEIHUNDERTFÜNFZIG JAHREN nach Jesu Geburt, Leben und Tod war das Römische Reich nicht gerade ein besonders angenehmer Ort für Christen. Die Römer waren traditionell begeisterte Sammler von Göttern und Religionen einschließlich der griechischen Götterwelt und verschiedener Mysterienkulte aus dem Osten. Anfangs herrschte jedoch wenig Begeisterung für die seltsame jüdische Sekte, deren Mitglieder versuchten, die Erinnerung an den Sohn eines Zimmermanns wachzuhalten, der in Jerusalem unter der Statthalterschaft von Pontius Pilatus kurzzeitig für Unruhe gesorgt hatte. Die ersten Generationen von Christen lebten verstreut in den Städten des Mittelmeerraums und hielten sporadisch Kontakt untereinander, waren aber nicht in der Lage, deutlich zu wachsen. Eifrige Gläubige wie der Apostel Paulus reisten viel umher, um zu predigen und die Botschaft ihrer Religion zu verbreiten. Paulus verfasste seine berühmten Briefe für alle, die zuhören wollten (oder auch nicht), und beschrieb darin das wundersame Opfer, das Christus gebracht hatte. Doch in einem Reich, in dem aus allem eine Gottheit gemacht wurde, von der Sonne und den Planeten bis zu den eigenen Kaisern, und in dem man sich großzügig der religiösen Praktiken der eroberten Gebiete bediente, waren Männer wie Paulus nichts Neues. Zu seinen Lebzeiten im 1. Jahrhundert n. Chr. deutete wenig darauf hin, dass seine enthusiastischen Reisen und Schriften schließlich dazu führen würden, Jesu Namen in den kommenden zweitausend Jahren in die Herzen von buchstäblich Milliarden Menschen zu pflanzen.

Im Jahr 112 schrieb Plinius der Jüngere als Statthalter der Provinz Bithynien (in der heutigen Türkei) an Kaiser Trajan über Prozesse gegen örtliche Christen, die nach Beschwerden der Bevölkerung aufgenommen worden waren. Um mehr zu erfahren, ließ er sie foltern, darunter auch zwei junge Mädchen. Daraus, so Plinius, habe er geschlossen, dass es sich um einen «verschrobenen ... maßlosen Aberglauben» handle, der sich «wie eine Seuche ausbreitet».³⁶ In der Frühzeit des Christentums wurden Gläubige hin und wieder auf diese Weise misshandelt. Damit waren sie jedoch nicht allein. Auch die Anhänger anderer neuer Religionen wurden gelegentlich verfolgt und gefoltert, etwa die «Manichäer», die den Lehren

des im 3. Jahrhundert n. Chr. lebenden persischen Propheten Mani anhängen.

Doch in der Zeit von etwa 200 bis 350 n. Chr. veränderte sich der Umgang mit dem Christentum. Zunächst wurden Christen als Gruppe ernst genommen. Dann wurden sie im 3. Jahrhundert massenhaft verfolgt. Die systematische Christenverfolgung begann unter Kaiser Decius (reg. 249–251), der Anstoß an der generellen Weigerung der Christen nahm, sich an heidnischen Opferritualen zu beteiligen, die er während der Krise des 3. Jahrhunderts zum Wohl des Reiches angeordnet hatte. Unter Decius – und später unter Valerian (reg. 253–260) und Diokletian (reg. 284–305) – wurden Christen ausgepeitscht, ihnen wurde die Haut abgezogen, sie wurden wilden Tieren vorgeworfen und auf andere kreative Weise zu Märtyrern gemacht. Diokletian ging als Sadist in die Geschichte ein, seine Grausamkeit lieferte christlichen Autoren wie Eusebius von Caesarea, der die Leiden früher christlicher Märtyrer sammelte und in einer Chronik erfasste, Material für reißerische Geschichten. Eine Passage, die typisch für Eusebius ist, lautet:

Frauen wurden an einem der beiden Füße festgebunden und, den Kopf nach abwärts, mit gewissen Maschinen hoch in die Luft gezogen und boten so mit ihren völlig nackten und unbekleideten Körpern allen, die zusahen, den schändlichsten und allergrausamsten und unmenschlichsten Anblick. Andere wurden an Bäume und Stämme gebunden und fanden auf diese Weise den Tod. Man zog nämlich die stärksten Äste mittels gewisser Maschinen hart aneinander, befestigte an jedem je ein Bein der Märtyrer und ließ die Äste wieder in ihre natürliche Lage zurückschnellen. Dadurch sollten mit einem Male die Glieder der Unglücklichen, gegen die man so vorging, auseinandergerissen werden.³⁷

Menschen bei lebendigem Leib die Haut abziehen, ihnen Brandmale und Verbrennungen durch Rösten über dem offenen Feuer zufügen – diese und noch viele weitere entsetzliche Grausamkeiten wurden den Anhängern Christi im ausgehenden 3. Jahrhundert angetan. Doch zu Beginn des 4. Jahrhunderts fand ihr Leiden ein Ende. Zunächst wurden sie toleriert, dann wurden sie akzeptiert, und schließlich wurden ihr Glaube und ihre Präsenz sogar gefördert. Als das Weströmische Reich im frühen 5. Jahr-

hundert endgültig zusammenbrach, war das Christentum offizielle Staatsreligion und seine Zukunft als eine der großen Weltreligionen war gesichert. Das alles war überwiegend Kaiser Konstantin I. zu verdanken.

Konstantin – geboren in Niš (*Naissus*) auf dem Balkan – wurde im Jahr 306 Kaiser. Zuvor hatte er bereits als Feldherr sein Talent unter Beweis gestellt. Beim Tod seines Vaters Constantius hielt er sich gerade in York (*Eboracum*) auf; Konstantin wurde also in der nordenglischen Stadt von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen. Unglücklicherweise – oder vielleicht auch nicht – herrschten zu der Zeit Zwietracht und Uneinigkeit im Reich. Vier Herrscher teilten sich den Kaisertitel im Rahmen einer sogenannten Tetrarchie, die Diokletian etabliert hatte. Dabei sollten zwei Herrscherpaare (jeweils ein Senior- und ein Juniorkaiser) den westlichen und östlichen Teil des Reiches im Geist der Kooperation und der Kompromissbereitschaft regieren. Das konnte natürlich nicht gut gehen. Es kam zu einem anhaltenden Bürgerkrieg, der jedoch am Ende den Durchbruch des Christentums mit sich brachte. Im Herbst 312, als sich Konstantin gerade auf den Kampf gegen seinen Rivalen Maxentius an der Milvischen Brücke über den Tiber vorbereitete, blickte er zum Himmel und sah ein flammendes Kreuz über der Sonne, begleitet von den griechischen Worten «durch dieses siege!» (*En touto nika*). Er deutete das Zeichen als Botschaft des christlichen Gottes: ein Gott, der offenbar mehr Interesse an Schlachten und Politik hatte, als man angesichts des Programms der Nächstenliebe, Vergebung und Versöhnung erwarten würde, das sein Sohn Jesus verkündet hatte. Wie auch immer, Konstantin konnte seine Feinde vernichtend schlagen: Maxentius ertrank im Tiber und wurde posthum enthauptet.

Für Konstantin war damit der Weg frei, die Tetrarchie abzuschaffen und sich selbst zum alleinigen Kaiser zu machen, der über alle anderen herrschte. Von diesem Moment an stellte er christliche Bischöfe und Gläubige unter seinen kaiserlichen Schutz. Seine Soldaten zogen mit den Zeichen Chi-Rho auf den Schilden in die Schlacht. Beamte im gesamten Reich wurden angewiesen, ein neues kaiserliches Edikt umzusetzen, das 313 in Mailand erlassen worden war und den Christen die freie Ausübung ihres Glaubens gewährte. In Rom begann man mit der Errichtung von Gebäuden, die später zur Basilica San Giovanni in Laterano beziehungs-

weise zum Petersdom werden sollten. In Jerusalem wurde der Bau der ersten Grabeskirche in Auftrag gegeben, um die Stelle zu kennzeichnen, an der Christus gekreuzigt und begraben worden war. (Ein später aufkommendes Gerücht, das im Mittelalter enorme Bedeutung gewann, besagte, dass Konstantins Mutter Helena bei einem Besuch im Jahr 327 dort Holz vom Kreuz Christi gefunden habe.) Und 330 gründete Konstantin offiziell die Stadt Konstantinopel: eine neue kaiserliche Residenz in der bereits bestehenden Stadt Byzantium (*Byzantion*, heute ein Teil Istanbuls), in der er zahlreiche monumentale christliche Kirchen errichten ließ.

Das Christentum wurde nun im gesamten Reich gefördert, und obwohl dem christlichen Gott anfangs kein Exklusivstatus eingeräumt wurde, hatte er schon bald eine Vorrangstellung unter den anderen Göttern inne. Konstantin wurde auf dem Sterbebett getauft, danach war nur ein römischer Kaiser (Julian «der Apostat», reg. 361–363) kein Christ. Im 5. Jahrhundert war das Christentum die offizielle Staatsreligion im Reich. Die Kaiser nahmen auch die theologischen Feinheiten ernst – vor allem, wenn es um die Verfolgung von Häretikern und Schismatikern ging. Im Gegenzug erlebte das Christentum eine erste Phase der Romanisierung, in der sich ein eigener militärischer Ton entwickelte, Latein als Sprache der Exegese bevorzugt wurde und ein Netzwerk aus «Diözesen» entstand (der Begriff leitet sich ironischerweise von Diokletian ab, der das Reich im Rahmen einer Verwaltungsreform in säkulare Diözesen aufgeteilt hatte). Aus dieser Phase stammt auch die Vorliebe für monumentale Architektur und prunkvolle Rituale sowie – mit besonders dauerhafter Wirkung – die Spaltung in eine östliche und westliche Kirche, die die Teilung des Römischen Reiches seit Konstantin widerspiegelt.³⁸

Konstantin war ein nüchtern denkender Feldherr, dessen Versuche, sein höfisches Umfeld zu bekehren, bestenfalls hölzern und aller Wahrscheinlichkeit nach ziemlich unbeholfen wirkten. Er erscheint als eine denkbar ungeeignete Figur, um das Christentum auf den Weg zu bringen, und seine Beweggründe, sich mit einem Mal so eng an den christlichen Glauben zu binden, sind bis heute umstritten. Über viele Generationen hielten die meisten Römer an ihrer Praxis fest, neben dem christlichen Glauben weiter ihre lieb gewordenen traditionellen Götter und heidnischen Rituale zu pflegen. Dennoch lässt sich die Tragweite von Konstan-

tins Entscheidung im 4. Jahrhundert nicht von der Hand weisen. Davor wurden Christen verfolgt, gehasst und wilden Tieren in der Arena zum Fraß vorgeworfen. Nach Konstantins Entscheidung entwickelte sich das Christentum von einer unpopulären obskuren Sekte zum zentralen Kult im Reich. Man könnte – vielleicht ganz passend – fast von einem Wunder sprechen.

Vermächtnis

«JENES EILT INS DASEIN, dieses aus dem Dasein, und von dem, was im Werden begriffen ist, ist manches bereits wieder verschwunden», schrieb der stoische Philosoph und römische Kaiser Marcus Aurelius (reg. 161–180 n. Chr.).³⁹ Wenn wir nach «Wendepunkten» in der Geschichte des Reiches, über das er herrschte, suchen müssten, gäbe es viele Optionen. Von bleibendem Wert und damit ein Wendepunkt war sicher das erwähnte Edikt des Kaisers Caracalla, die sogenannte *Constitutio Antoniniana* aus dem Jahr 212, mit der das Bürgerrecht auf alle freien Bewohner der römischen Provinzen ausgedehnt wurde. Ein anderer Meilenstein wäre die Reichskrise des 3. Jahrhunderts, als Rom taumelte, sich verschiedene Teile abspalteten, das Reich fast auseinanderbrach und sich dann reformierte. Ein dritter Meilenstein wäre Konstantins Herrschaft, unter der der christliche Glaube übernommen wurde und die neue Hauptstadt Konstantinopel dafür sorgte, dass das Zentrum und die Zukunft des Reiches fortan im östlichen Mittelmeerraum und nicht mehr im Westen lagen. Und ein vierter Wendepunkt (über den wir im nächsten Kapitel mehr erfahren werden) trat 370 n. Chr. ein, als nomadische Steppenvölker Europa erreichten, ein Vorgang, der enormen Druck auf die römischen Institutionen, Grenzen und Machtstrukturen ausübte, dem sie am Ende nicht standhielten.

Auf welchen dieser – oder vieler anderer – Faktoren man nun den Zusammenbruch des Römischen Reiches zurückführt, hat für unsere Geschichte keine unmittelbare Bedeutung. Wichtig ist jedoch, dass das Römische Reich bis zu seinem Zusammenbruch an der Wende zum 5. Jahrhundert fast tausend Jahre lang eine politische, kulturelle, religiöse und militärische Macht im Westen verkörpert hatte. Die Eigentümer des

Schatzfundes von Hoxne, die in dieser Zeit ihre Wertsachen vergruben, waren in den Genuss sämtlicher Früchte der römischen Zivilisation gekommen: Christentum, Bürgerrecht, städtischer Komfort, eine gemeinsame Sprache, das Römische Recht und die Möglichkeit, diese Vorteile dank der Zwangsarbeit von Sklaven auch zu nutzen. Und wie diesen Bürgern war es vielen anderen ergangen, von Britannien im Westen bis zu den Gebieten an der Grenze zum Sassanidenreich im Osten.

Was zu Beginn des 5. Jahrhunderts noch niemand erahnen konnte, war, wie viel Römisches überleben würde. Das würde die Zeit zeigen. In einigen Regionen – besonders in der alten griechischen Welt des östlichen Mittelmeerraums – sollte Rom über viele Jahrhunderte in aktualisierter, aber nicht radikal veränderter Form weiterleben. In anderen Gebieten – etwa in Britannien, wo dieses Kapitel begann – verschwanden die offensichtlichen Zeichen des römischen Einflusses schon bald nach dem Abzug der Legionen; ein Großteil des römischen Vermächtnisses wurde mitunter im wahrsten Sinne des Wortes verschüttet, als neue Wellen von Siedlern eintrafen. Für manche kam der Zusammenbruch des Weströmischen Reiches einem Erdbeben gleich, in dessen Folge sie ihr Hab und Gut zusammenpackten und es entweder im Boden vergruben oder abtransportierten, um andernorts ein neues Leben anzufangen. Andere nahmen davon – wenn überhaupt – kaum Notiz. So, wie kein einzelnes Leben im Römischen Reich beispielhaft für alle stand, gab es auch kein typisches Beispiel für ein Leben ohne das Reich. Sich etwas anderes vorzustellen, wäre naiv.

Doch keine dieser Relativierungen soll besagen, dass der Zusammenbruch des Römischen Reiches im Westen keine Rolle spielte oder dass man ihn nicht als Schlüsselmoment der westlichen Geschichte betrachten sollte. Das lange Bestehen der römischen Herrschaft, die Kultiviertheit Roms, seine Fähigkeit, Schönes zu schaffen, aber auch entsetzliche Grausamkeiten zu begehen – all diese Dinge sind in unterschiedlichem Maße in die kulturelle und politische Landschaft des Westens eingebettet. Und sie alle sollten auch in der Zeit, in der sich aus der Antike das Mittelalter entwickelte, weiterhin eine Rolle spielen. Selbst als Rom verschwunden war, war es nicht vergessen. Das Römische Reich bildete die historische Grundlage, auf der das Mittelalter aufbaute.

Barbaren

«Wer hätte geglaubt, dass das auf Triumphe über den ganzen Erdkreis gegründete Rom zusammenstürzte? Dass es, die Mutter der Nationen, ihnen auch zum Grabe würde?»

Hieronymus, Kommentar zu Ezechiel

Für all jene, die auf Vorzeichen achten, kündigte sich der Zusammenbruch des Römischen Reichs durch eine Reihe von Omen an. In Antiochia antworteten Hunde auf das Geheul der Wölfe, Nachtvögel ließen ihre traurigen Klagerufe vernehmen, und die Menschen murrten, dass der Kaiser bei lebendigem Leib verbrannt werden solle.¹ In Thrakien lag ein Mann «reglos wie ein Toter» auf der Straße und fixierte Passanten mit seinem unheimlichen Blick, als ob er noch am Leben wäre, bis der Leichnam nach einigen Tagen plötzlich verschwunden war.² Und in der Stadt Rom bestanden die Bürger darauf, weiter ins Theater zu gehen; ein ungeheurerlicher und schändlicher Zeitvertreib, der, so ein christlicher Autor, den Zorn des Allmächtigen geradezu heraufbeschwor.³ Die Menschen waren zu allen Zeiten abergläubisch, und im Rückblick sind wir natürlich besonders gut darin, Vorzeichen zu erkennen. Oder wie der Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus erklärte, als er auf das 4. Jahrhundert zurückblickte: «Glück und Unglück lässt Fortunas Flügelrad unaufhaltsam einander folgen.»⁴

In den 370er Jahren, als sich in Rom fatale Auflösungserscheinungen zeigten, hatte der römische Staat – als Monarchie, Republik und Reich – über ein Jahrtausend lang bestanden. Doch gut hundert Jahre später, gegen Ende des 5. Jahrhunderts, waren sämtliche Provinzen westlich des Balkans der römischen Kontrolle entglitten. Im Kernland des Reiches

waren römische Institutionen, Steuersysteme und Handelsnetzwerke in Auflösung begriffen. Die äußerlichen Merkmale der römischen Kultur – palastartige Villen, billige importierte Konsumgüter, fließendes und warmes Wasser, die jedoch nur einer kleinen Elite vorbehalten waren – fanden sich im Alltag immer seltener. Die Ewige Stadt war mehrfach geplündert worden, die Krone des Weströmischen Reiches hatte zwischen Narren, Usurpatoren, Tyrannen und Kindern hin und her gewechselt, bis sie schließlich abgeschafft worden war. Das Gebiet, das einst den Kern eines mächtigen Megastaates gebildet hatte, war unter Völkern aufgeteilt worden, die von den stolzen römischen Bürgern zur Blütezeit des Reiches als Wilde und Untermenschen verachtet worden waren. Gemeint sind die sogenannten «Barbaren» – eine abwertende Bezeichnung, die eine große Bandbreite an Menschen und Völkern umfasste: von umherwandernden nomadischen Stämmen, die relativ neu im Westen waren und nichts von den römischen Gebräuchen wussten oder nichts dafür übrig hatten, bis zu seit Langem existierenden Nachbarvölkern, deren Leben stark von Rom beeinflusst worden war, die jedoch nicht in den Genuss des römischen Bürgerrechts gekommen waren.

Der Aufstieg der Barbaren war ein komplizierter Prozess, der Wanderungen über kurze und lange Distanzen umfasste, den Zusammenprall politischer Systeme und Kulturen und einen allgemeinen Zusammenbruch der Institutionen des Reiches. Während Rom im Osten fast unberührt weiterbestand und in veränderter Form als griechischsprachiges Byzanz zu neuer Blüte gelangte, lag die Zukunft des römischen Westens nun in den Händen der Neuankömmlinge. Das Zeitalter der Barbaren war angebrochen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de